

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

XIII. JAHRGANG 1936

4.

HEFT / APRIL

Stadt und Verstädterung

Welte: Verstädterung Europas 1830—1930 I

Leppach: Ethno- und geopolitische Bedeutung der Großstadt

Caucig: Bevölkerungsfragen Anatoliens

Samhaber: Die Stadt in der Geschichte Südamerikas

Fester: Das Chaco-Problem V

Scheibe: Die Formkräfte der Landschaft I

Luthardt: Neuerungen im Verkehrsflug

Postvertrieb ab Leipzig

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von

DR. KARL HAUSHOFER

Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität,
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480 444

Unterständiger Mitarbeit von Geheimrat Prof. Dr. K. Wiedenfeld, Leipzig, Prof. Dr. H. Lautensach, Gießen,
Dr. G. Herrmann, Leipzig, und Dr. Albrecht Haushofer, Berlin

SCHRIFTLEITUNG:

Kurt Vowinkel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36
Fernsprecher: Heidelberg 3742

Manuskript- und Buchzusendungen werden an die Schriftleitung erbeten.

XIII. JAHRGANG / HEFT 4 / APRIL 1936

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

<i>A. Welte: Die Verstädterung Mittel- und Westeuropas von 1830—1930 I</i>	217
<i>W. Hellpach: Ethno- und geopolitische Bedeutung der Großstadt</i>	226
<i>F. von Caucig: Bevölkerungsfragen Anatoliens</i>	234
<i>E. Samhaber: Die Bedeutung der Stadt in der südamerikanischen Geschichte</i>	241

BERICHTE

<i>Stimme der Geopolitik zum 29. III. 1936</i>	247
<i>A. Haushofer: Berichterstattung aus der atlantischen Welt</i>	248
<i>K. Haushofer: Bericht aus dem indopazifischen Raum</i>	254
<i>G. Fester: Das Chacoproblem V</i>	259

SPÄNE	262
-------------	-----

GRUNDFRAGEN

<i>W. Scheibe: Die Formkräfte der Landschaft I</i>	268
--	-----

DER DEUTSCHE RAUM:

<i>W. Luthardt: Neuerungen im Verkehrsflug und ihr Einfluß auf die Bodenorganisation und die Landesplanung</i>	278
--	-----

SCHRIFTTUM

<i>H. Zehentberger: Stall oder Staat?</i>	283
<i>K. Haushofer: Schrifttums-Bericht aus dem indopazifischen Raum</i>	285
<i>F. M. Trautz: Fern-Ost-Geopolitik in Rückschau</i>	291

Preis: Vierteljahr M. 5.50 / Einzelne M. 2.— / Jahrgang mit Inhaltsv. M. 22.—

Österreich und das Ausland (ohne die Schweiz): Vierteljahr RM 4.10, bei Zahlung in fremder Währung

Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register für den Jahrgang RM —.90 / Inhalts-

verzeichnis kostenlos / Einbanddecke für den Halbjahresband RM 2.—

Postcheckkonten: Kurt Vowinkel Verlag G.m.b.H. / LUDWIGSHAFEN 124 61 / WIEN 559 18 / PRAG: Kreditanstalt der Deutschen, 62730

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

Franz von Caucig, Istanbul, Tekke Cadeesi 585 — Professor Dr. Gustav Fester, Santa Fé (Argent.),
Gob. Candiotti 1059 — Dr. Albrecht Haushofer (AfG), Leiter des geopolitischen Seminars an der
Hochschule für Politik, Berlin SW 48, Wilhelmstr. 23 — Dr. Karl Haushofer (AfG), Gen.-Major a. D.,
o. Professor an der Universität, Präsident der Deutschen Akademie, München O 27, Kolberger Str. 18 —
Dr. Willy Hellpach, o. Professor a. d. Universität Heidelberg, Landfriedstr. 14 — Oberbaurat
W. Luthardt, Koburg, Pilgramsrot 40 c — Dr. Ernst Samhaber (AfG), Berlin W 35, Bendlerstr. 38 —
Unterfeldmeister Dr. Wolfgang Scheibe (AfG), Berlin-Halensee, Auguste-Viktoria Str. 4 — Dr. F. M.
Trautz, Berlin Schöneberg, Innsbrucker Str. 37 — Dr. Adolf Welte, Würzburg, Geogr. Institut der
Universität — H. Zehentberger: Anschrift durch den Verlag

Die Bezeichnung (AfG) hinter dem Namen bezeichnet die Mitgliedschaft des Verfassers in der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik.

KURT VOWINKEL VERLAG / GMBH / HEIDELBERG / WOLFSBRUNNENWEG 36

Wir haben in einer Arbeitsteilung, die sich jetzt zwei Jahre hindurch bewährt hat, den geopolitischen Fragenbereich, der sich mit den Kräften und Entwicklungen des Volkskörpers befaßt, an das „Archiv für Bevölkerungswissenschaft“ abgegeben. Trotzdem scheint es uns zweckmäßig, wieder einmal Erscheinungen aus diesem Bereich auch in der „Geopolitik“ zu behandeln, um nicht unverdienterweise in den Geruch einer Einseitigkeit zu kommen, die unseres Wesens nun einmal nicht ist.

So ist dieses Heft im wesentlichen dem Thema Stadt und Verstädterung in verschiedenen Teilen der Welt gewidmet. Einleitend gibt Welte in Hand von zwei grundlegenden Arten einen Überblick über die Verstädterung zunächst Deutschlands im Lauf der letzten 100 Jahre; im zweiten Teil — er erscheint im Maiheft — wird die Untersuchung auf Europa ausgedehnt. Hellpach untersucht den Einfluß der Großstadt auf den sie bewohnenden Menschen. v. Caucig, unser Mitarbeiter in der Türkei, weist nach, welche gewaltige Bevölkerungsverschiebungen in Anatolien zum Aufbau eines geschlossenen türkischen Volkskörpers notwendig waren und welche Bevölkerungspolitik von den Türken betrieben wird. Samhaber endlich behandelt die völlig unterschiedliche Rolle der Stadt in der geschichtlichen Entwicklung Südamerikas.

An die Berichte der Herausgeber schließt sich eine kurze Mitteilung unseres südamerikanischen Mitarbeiters Fester über die letzte Entwicklung im immer noch nicht völlig abgeschlossenen Chaco-Streit.

Grundsätzlich wichtig scheinen uns die Ausführungen von Scheibe über die Formkräfte der Landschaft; ein derartiger Versuch der Abgrenzung und Gliederung der vom Volkskörper und vom Raum ausgehenden, das soziale und staatliche Geschehen der Rassen und Völker bestimmenden Kräfte fehlte der Geopolitik bisher in solch knapper Form.

„Der deutsche Raum“ endlich weist in einem Beitrag von Luthardt auf die Auswirkung hin, welche die Entwicklung des Luftverkehrs mit ihren Anforderungen für Planungsvorhaben notgedrungen haben muß.

Abschließend müssen wir noch einige Druckfehler berichtigen, die sonst Verwirrung anstiften könnten:

- Heft 3 (März): in der Legende zur Karte auf Seite 161 sind, was dem aufmerksamen Beschauer nicht entgangen sein wird, die Signaturen verwechselt.
- Heft 2 (Februar): in der Angabe über die in Russisch-Asien geförderten Kohlen- und Erdölmengen handelt es sich nicht um Millionen, sondern jeweils um Tausend Tonnen.

Wir bitten diese Versehen freundlichst zu entschuldigen.

Die Schriftleitung

Aus dem Inhalt des Februarheftes:

Philby: Japans letztes Vorgehen in China.

Ed: Russisch-Asien am Scheidewege.

Warnecke: Sowjetrußlands Rückzug aus der Mandschurei.

Fochler-Hauke: Die japanischen Versuchssiedlungen in der Nordost-Mandschurei.

Der deutsche Raum:

R. Haushofer: Geopolitik als Grundlage jeder Raumordnung.

H. Kerl: Die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung.

Aus dem Inhalt des letzten Heftes:

S. Passarge: Die große geopolitische Gefahrenzone Europas und ihre Raumbedingtheit.

H. Korgel: Gefährdung im Osten!

B. C. Trk: Rumäniens politische Probleme.

W. Siwert: Italiens europäische Front.

A. Haushofer: Berichterstattung aus der atlantischen Welt.

R. Haushofer: Bericht aus dem indopazifischen Raum.

R. Haushofer: Ehrentafel — Totentafel der Geopolitik.

Kyuzo Ohki: Der Hauptgedanke des Hofinismus.

R. Firtle: Die wirtschaftliche Bedeutung der Pazifik-Küste der Vereinigten Staaten von Amerika und ihrer fünf großen Hafengebiete.

R. von Schumacher: Vom Westen zum Osten — Brief an die Schriftleitung.

Der deutsche Raum:

F. Voggenreiter: Die Stadt Regensburg als Mittelpunkt der wirtschaftlichen und politischen Kräfte des ostbayerischen Raumes.

Erste Verordnung zur Durchführung der Reichs- und Landesplanung vom 15. II. 1936.

Anordnung des Reichserziehungsministers vom 15. II. 1936.

ADOLF WELTE:**Die Verstädterung Mittel- und Westeuropas von 1830—1930**

1. Das abgelaufene Jahrhundert war für Mittel- und Westeuropa ein Jahrhundert beispiellosen Volkswachstums; die Bewohnerzahl dieses Raumes ist von etwa 138 Mill. im Jahre 1830 in ununterbrochener, stets zunehmender Aufwärtsbewegung auf 275 Mill. im Jahre 1930 angestiegen, ungezählt die vielen Millionen, die Europa verlassen und in aller Welt sich eine neue Heimat gesucht haben; es sind dies allein aus Deutschland 6 Mill.¹⁾ (1). Naturgemäß war das Wachstum nicht überall gleich stark, sondern es füllten sich vielmehr die einzelnen Räume in sehr verschiedenem Ausmaß mit Menschen. Das hatte wiederum sehr bedeutsame Verschiebungen zwischen den Staaten und Nationen zur Folge. Man vergleiche etwa die Einwohnerzahlen des Deutschen Reiches heutigen Umfanges und Frankreichs zu Beginn und am Ende des Jahrhunderts oder die Zahl der Deutschen und der Franzosen! Nach der Stärke des Bevölkerungswachstums heben sich vier verschiedene Gruppen heraus, die zugleich auch deutliche räumliche und in großen Zügen auch völkische Gruppen sind (siehe Tabelle).

Weitaus das stärkste Wachstum haben das nördlichere germanische Mitteleuropa und Großbritannien aufzuweisen mit einem Bevölkerungsgewinn von 74 Mill., das sind 53% der Gesamtzunahme auf nur 29% des Gesamtraumes. Es folgt an zweiter Stelle mit immer noch sehr starker Zunahme das östliche, überwiegend slawische Mitteleuropa mit 37,7 Mill. Zunahme, 27% des Wachstums auf 39% des Raumes. Die dritte Gruppe umfaßt die Länder mäßiger Zunahme, das südliche germanische und das mit diesem enge verbundene germanisch-slawisch-magjarische Donaumittel-europa, dem sich in räumlicher Trennung noch Dänemark anfügt; es hat eine Zuwachszahl von 16,7 Mill., 12% der Zunahme auf 12% des Raumes. In der letzten Gruppe steht Frankreich allein als Gebiet der geringsten Zunahme von nur 10 Mill., 8% auf 20% des Raumes.

Man hat die natürliche, bodenständige Tragfähigkeit unserer west- und mitteleuropäischen Landschaften je nach Boden- und Klimagunst und beim gegenwärtigen Entwicklungsstand der Wirtschaft auf etwa 50—80 Menschen für den Quadratkilometer geschätzt. Messen wir nun nach diesem Maßstabe die Bevölkerungsdichte zu Beginn des betrachteten Zeitraumes, dann zeigt sich, daß die Länder der ersten und letzten Gruppe mit einer Dichte von 50—95 schon damals nahe an, ja mancherorts über der Grenze ihrer natürlichen Tragfähigkeit be-

1) Die Berechnungen für die Zeit um 1830 sind erfolgt nach J. G. F. Cannabich, Lehrbuch der Geographie, 12. Aufl. 1829. Für Frankreich, England, Belgien, Niederlande, Deutschland, Dänemark, die Schweiz sind die dort gegebenen Zahlen mit den modernen noch einigermaßen vergleichbar. Für die übrigen Staaten, die alle 1830 überhaupt noch nicht, oder nicht in ihrer heutigen Form bestanden, ergaben sich erhebliche Schwierigkeiten, da die heutigen Grenzen sich nur in seltenen Fällen mit alten Länder-, Provinz- oder sonstigen Verwaltungsgrenzen decken. Die angegebenen Werte entstammen sehr mühsamen, mit erheblichen Fehlergrenzen behafteten Umrechnungen; sie sind daher nur Annäherungswerte, geben aber das Gesamtbild richtig wieder.

siedelt waren, besonders wenn man die geringere Leistungsfähigkeit der damaligen Wirtschaft noch in Rechnung setzt, die allerdings durch die geringere Anspruchslosigkeit der Menschen wieder teilweise ausgeglichen wird. Die Länder der dritten Gruppe blieben mit einer Dichte von 40–55 nur mäßig hinter dieser Grenze zurück und nur die zweite Gruppe mit einer Dichte von 18–35 hatte erst die Hälfte ihrer inneren Tragfähigkeit überschritten, teilweise noch nicht einmal erreicht. Es waren also Westen und Mitte im allgemeinen schon genügend dicht durchsiedelt. Dem entspricht auch die hohe, durch Jahrhunderte hindurch gehaltene Bevölkerungstabilität vieler unserer Landschaften, die uns historische Untersuchungen zeigen. Es war hier ein Ausgleich zwischen Boden und Mensch seit langem erreicht. Nur der Osten war noch in größerem Maße für bodenständige Bevölkerung aufnahmefähig.

	Bevölkerung 1830	Bevölkerungs- dichte 1830	Bevölkerung 1930	Zuwachs von 1830–1930	Vom Zuwachs entfallen auf die Städte
Deutschland	26,5	56	63,2	140 %	70 %
Niederlande und Belgien.	6,3	98	14,8	135 %	75 %
Großbritannien und Irland	21,3	70	49,5	130 %	80 %
Baltische Staaten	2,5	14	5,3	112 %	30 %
Polen	15,0	38	32,0	113 %	26 %
Rumänien	8,0	27	18,0	125 %	19 %
Jugoslawien	6,5	25	14,0	115 %	18 %
Schweiz	2,0	48	4,0	100 %	50 %
Österreich	3,5	41	6,7	81 %	63 %
Tschechoslowakei	8,3	58	14,7	77 %	30 %
Ungarn	5,2	55	8,6	65 %	70 %
Dänemark	1,8	42	3,5	81 %	60 %
Frankreich	31,8	58	41,8	30 %	80 %

Daraus geht klar hervor, daß die gewaltige Bevölkerungszunahme wenigstens im Westen und der Mitte nur erfolgen konnte durch eine grundlegende Änderung des gesamten Wirtschaftslebens. Sie war nur möglich durch die immer höher getriebene Industrialisierung, die ihrerseits wieder die Erschließung riesiger überseeischer Absatzmärkte und immer weiteren Ausbau der Weltwirtschaft mit stets engerer weltwirtschaftlicher Verflechtung zur Voraussetzung hatte. Ein sehr erheblicher Teil des Bevölkerungszuwachses erhielt so seine Lebensgrundlage in einer nicht mehr bodenständigen, in einer „außenbedingten“ wirtschaftlichen Betätigung. Die Siedelungs- und Lebensform für diese Menschen wurde die Stadt. Daß die Bevölkerungszunahme zum ganz überwiegenden Teil auf die Städte entfällt, ist fast noch bedeutungsvoller als diese Zunahme selbst.

Innerhalb der Grenzen des heutigen Deutschen Reiches gab es 1830 nur zwei Großstädte, Berlin mit 220 000 und Hamburg mit 112 000 Einwohnern, während wir heute deren 52 mit über 20 Mill. Einwohner haben. Köln hatte damals 62 000, München 66 000, Breslau 82 000, Leipzig 41 000, Dresden 56 000, Frankfurt 43 000, Stuttgart 31 000 Einwohner. Fast alle unsere übrigen Großstädte zählten unter 30 000, viele noch nicht 20 000 Seelen. Um 1830 lebten im Deutschen Reiche heutigen Umfanges in Städten mit mehr als 20 000 Einwohnern insgesamt 1,5 Mill. Menschen, 1930 dagegen 27,2 Mill. 70% der gesamten Bevölkerungszunahme entfallen auf die Städte, wobei die Kleinstädte von weniger als 20 000 Einwohnern aber noch nicht eingerechnet sind. Für England und Frankreich sind die entsprechenden Zahlen 80%, für die Niederlande und Belgien 75%, für Ungarn 70%, für Österreich 63%, für Dänemark 60% und die Schweiz 50%. In bemerkenswertem Gegen-

satz dazu steht die östliche Staatengruppe, die mit geringer Bevölkerungsdichte und zurückgebliebenen Wirtschaftsformen in die Aufwärtsbewegung eingetreten war. Hier entfällt der größere Teil des Zuwachses auf die ländliche Bevölkerung; die Städte nehmen in den baltischen Staaten 30%, in Polen 26%, in Rumänien und Jugoslawien gar nur 19% bzw. 18% auf.

In der Mitte und im Westen vollzieht sich in raschem Fortgang der Prozeß der Verstädterung, die einen tiefeinschneidenden Wendepunkt im Leben unserer Landschaften wie Völker bedeutet.

2. Nichts kann den Werdegang dieser Verstädterung deutlicher vor Augen führen als zwei Vergleichskarten, in die lediglich die Städte von mehr als 20 000 Einwohner, abgestuft nach ihrer Größe für 1830 und 1930, eingetragen sind. Zwei Tatsachen treten auf den ersten Blick mit vollster Eindringlichkeit in Erscheinung: die ungeheuere Zunahme der Zahl der Städte — 1830 sind es 164 Mittel- und 19 Großstädte, 1930 dagegen 693 Mittel- und 181 Großstädte — und dann das außerordentliche Anwachsen der einzelnen Punkte und Kreise, in dem die Bevölkerungszunahme der einzelnen Städte zum Ausdruck kommt.

Die Karte von 1830 zeigt nach der Verteilung und Art der Städte das von den Auswirkungen des modernen Wirtschaftslebens fast noch völlig unberührte Bild, wie es in jahrhundertlangem organischem Aufbau der abendländischen Kultur sich ergeben hatte. Diese Entwicklung war natürlich nicht immer und überall gleichmäßig erfolgt, sie hatte ihr Auf und Ab wie jede Entwicklung; es sei nur an das stürmische Wachstum von Lübeck erinnert, das hundert Jahre nach seiner Erhebung durch Heinrich der Löwe (1158) aus einer unbedeutenden Landstadt durch glückliche Umstände zum Vorort der norddeutschen Städte geworden und um 1500 mit etwa 50 000 Einwohnern wahrscheinlich die größte Stadt Mitteleuropas war. Ähnlich mag der Aufstieg in Danzig und Riga gewesen sein. Aber im allgemeinen war der Werdegang unserer Städte doch langsam und organisch. Wir sehen mäßig große Städte ziemlich gleichheitlich über das Land verteilt. In der Mehrzahl sind es ihrer Struktur nach „zentrale Orte“ (2), deren Hauptberuf und Hauptmerkmal es ist Verkehrs-, Versorgungs- und Verwaltungsmittelpunkt ihres umliegenden Gebietes zu sein. Stadt und Land stehen in glücklichem Ausgleich, auch das städtische Leben ist bodengebunden. Daneben, aber nirgends in ungesundem Übermaß, stehen die Städte, die mehr auf Gewerbe und Handel und auf die Versorgung weiterer Räume eingestellt sind, namentlich an den Küsten als Seestädte (es entfällt auf sie ein gutes Zehntel aller Städte) und an den großen Straßen des Binnenverkehrs; aber die Bevölkerungskreise, deren Lebensgrundlage losgelöst ist aus der unmittelbaren Umgebung sind noch verschwindend klein. In Frankreich ist dieses Bild um 1830 noch recht gut ausgeprägt. In Deutschland ist die Verteilung ungleichmäßiger. Es hat das verschiedene, vom Raum wie vom Menschen herrührende Gründe. Der Raum ist reicher und unregelmäßiger in natürliche Landschaften gegliedert; die historischen Einflüsse sind vielseitiger durch das verschiedene Alter der Kulturlandschaft, die im Westen und Süden in ihren Grundzügen ja schon auf die Römer zurückgeht (3), im Osten und Nordosten aber erst durch die mittelalterliche Kolonisation ihre Ausgestaltung erfuhren. Die politische Zersplitterung ist stärker gewesen — es sei nur an die Fürstenstädte im eben abgelaufenen Zeitalter des Absolutismus wie Mannheim, Karlsruhe, Kassel, Ansbach, Bayreuth usw. erinnert. — Endlich hat auch die Stellung als mitteleuropäisches Durchgangsland weiter differenzierend gewirkt. Der Ober- und Niederrhein, die Straße am Nordrand der Mittelgebirgsschwelle über Hannover—Braunschweig—Halle—Leipzig bis Breslau und Krakau, die ja gleichzeitig die fruchtbarsten Teile des Nordens durchzieht, der große Südostweg, der Rhein und Donau in Verbindung setzt mit seinen Straßenkreuzungen Frankfurt—Würzburg—Nürnberg—Regensburg—Linz—Wien und weiter die Donau abwärts heben sich besonders heraus. Der Osten und

Südosten ist auffallend arm an Städten, ebenso der Norden. An den Grenzen des deutschen Mitteleuropa (Böhmen und Mähren mit eingeschlossen) gegen Osten lag ja von jeher schon die Grenze stärkerer städtischer Kulturauswirkung. Sie ist im abgelaufenen Jahrhundert die bedeutsame Scheide zwischen dem industriellen und agrarischen Europa geworden. Nur das mittlere Donaubecken macht noch eine Ausnahme. Einmal hat sich hier der Einfluß der Deutschen namentlich im Zuge der Handelsstraßen noch stark anregend für die städtische Entwicklung geltend gemacht, dann siedelt der Magjare in den nahrungsreichen Ackerländern jenseits der Donau in großen Dorfstädten, die in ihrer Art allerdings etwas ganz anderes sind als unsere alten westlichen Bürgerstädte. Sie gehen wohl auf die Türkenzeit zurück. Mit der zunehmenden landwirtschaftlichen Erschließung und Intensivierung des Alföldes im 19. Jahrhundert sind sie zu einem dichten Schwarm angewachsen, haben aber nur in mäßigem Umfange industriellen Charakter erhalten.

In drei Räumen zeigt unsere Karte eine Verdichtung städtischen Lebens: an der mediterranen Küste Frankreichs und in Oberitalien, an der Kanalküste in Holland und Flandern, und im mittleren England. Im Mittelmeergebiet haben sich neben den natürlichen auch die historisch-menschlichen Einflüsse schon seit den Phöniziern und Griechen immer in einer Begünstigung großer geschlossener Siedlungen ausgewirkt, das Städtewesen bekundete hier immer eine große Lebens- und Zeugungskraft. Neben der großen Bodenfruchtbarkeit und der gartenmäßigen Anbauweise sind es der durch Meeresnähe und uralte Handelswege zwischen Norden und Süden angeregte Gewerbefleiß, die schon im frühen Mittelalter vielfach auf römischer Grundlage einen besonderen Städtereichtum entstehen ließen. Es sind alles alte, hochbedeutsame Namen, die uns hier, am Nordrand des Apennin entlang der Via Emilia, an den Ausfalltoren des Alpenbogens zur Poebene und den Übergängen über den Po, an der ligurisch-provençalischen Küste und im Rhonetal begegnen. In der Poebene sind ihre Träger schon im 9. und 10. Jahrhundert, in der Provence und Languedoc vornehmlich in der Zeit der Kreuzzüge emporgekommen, und sie haben den damals gelegten wirtschaftlichen und physiognomischen Grundcharakter bis in das 19. Jahrhundert hinein bewahrt. Auch in Flandern und Holland sind es alte Städte mit großer historischer Vergangenheit, einst die reichsten und bedeutendsten Europas. Sie waren in fruchtbarer intensiv angebaute Umgebung seit dem 13. Jahrhundert emporgeblüht durch ihr hervorragendes Gewerbe, ihren Handel und ihre Seefahrt; sie verbanden einst den ost- mit dem westeuropäischen Seehandel und beherrschten beiden ebenso wie die Handelswege nach Mitteleuropa. Es ist nicht zufällig, daß Karl V. sein Weltreich viel von Gent aus regierte. Hier ist wohl am ersten etwas wie weltwirtschaftliche Abhängigkeit, Angewiesensein auf Lebensmittelfuhr von außen (Getreide aus den Ostseeländern!) und Absatz des eigenen Gewerbes in fremden Ländern entstanden. Flandern hat diese überragende Stellung nicht behaupten können, aber seine Städte haben sich im allgemeinen doch gut gehalten. Holland hat auch weiterhin im großen Übersee- und Kolonialverkehr eine bedeutende Rolle gespielt, das flandrische Gewerbe bewahrte seinen alten Ruf. Anders in ihrer Wirtschaftsstruktur und in ihrem Aussehen sind in jener Zeit bereits die Städte Mittelenglands. Wohl sind auch Birmingham, Leeds, Sheffield, Nottingham alte Städte mit bodenständigem Gewerbe, aber deren Wirtschaftsaufbau war bereits in einer revolutionären Umbildung begriffen. Das Kohlen- und Maschinenzeitalter, die Industrialisierung waren hier in voller Entwicklung. Manchester, das 1801 noch 118000 Einwohner besaß, war 1831 bereits auf 275000 gestiegen; bis 30 große Fabrikanlagen waren damals in dieser Stadt im Jahre gleichzeitig im Bau, Betriebe mit 1000 Arbeitern waren keine Seltenheit mehr. Die Herstellungskosten eines Stückes Zeug waren von 34 Schilling im Jahre 1815 auf 6 Schilling im Jahre 1832 gesenkt worden, und damit begann die konkurrenzlose Überflutung nicht nur der europäischen und amerikanischen, sondern auch der indischen und chinesischen Märkte mit englischem Zeug. Im Umkreis von einem Dutzend Meilen um die Börse von Manchester waren in kurzer Zeit bis zum Jahre 1832 folgende Industrieorte emporgekommen: Ashton (33500), Great Bolton (28000), Little Bolton (12800), Dean (23000), Bury (15000), Dunkinfield (15000), Eccles (28000), Leight (20000), Macclesfield (23000), Middleton (14000), Oldham/Preston (67000), Pilkington (11000), Roch-

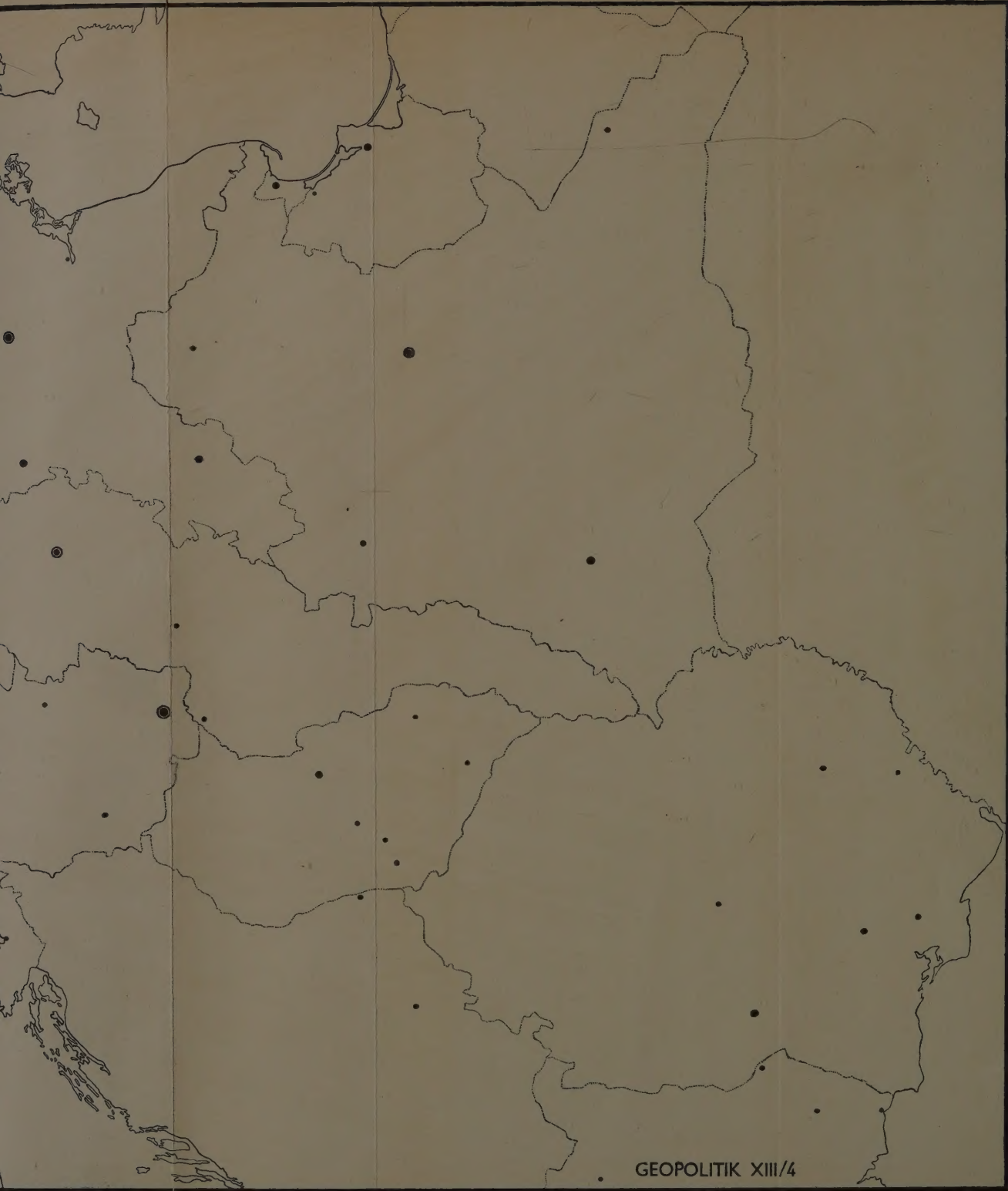


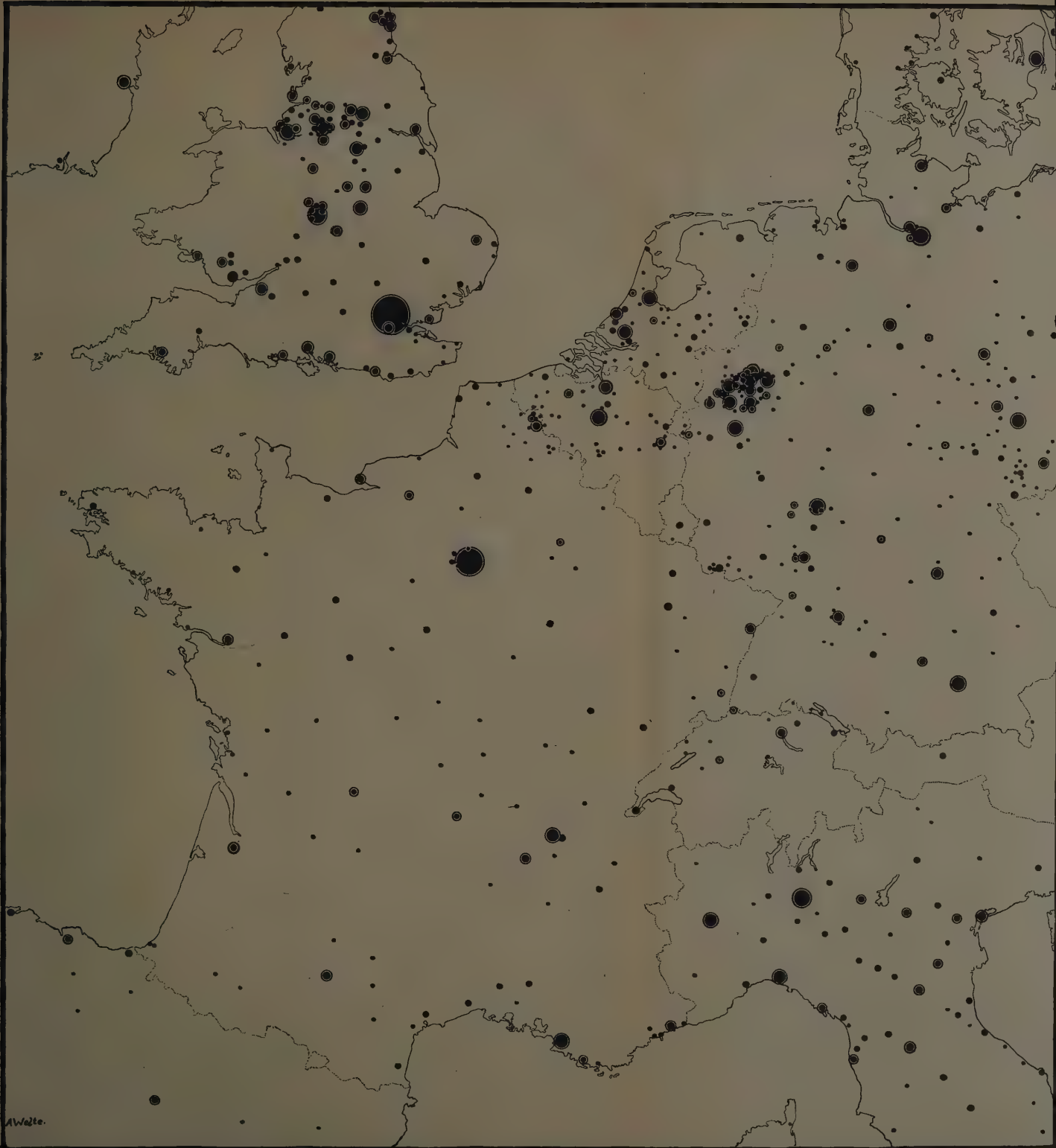
A Welte

Abbildung 1

● Stadt von 20 000—50 000 Einw.

● Stadt von 50 000—100 000 Einw.







GEOPOLITIK XIII/4

dale (58 000), Saddleworth (16 000), Stockport (60 000), Warrington (19 000), Wigan (44 000). Es war ein ausgesprochenes Industriegebiet mit Zusammenballung von annähernd 1 Mill. Menschen entstanden, eine für damalige Zeiten unerhörte Tatsache. Ähnlich, wenn auch nicht so rapid war das Wachstum im „Hardwaredistrikt“ von Birmingham, dem „Clothingdistrikt“ von Leeds mit Bradford, Wakefield, Huddersfield, Halifax, wo sich die letzten kleinen Tuchweber verzweifelt gegen die große Industrie wehrten, im „Cutlerydistrikt“ von Sheffield. Alle diese Distrikte basierten auf der Kohle in ihrem Untergrund. Auf den Kohlenfeldern von New Castle war die typische Bergbaulandschaft, das erste Beispiel ihrer Art, im Entstehen mit dem Gegensatz der häßlichen Schachtanlagen und schematischen langzeiligen Arbeiterkolonien zu den schönen alten Bauerndörfern. An 16 000 Bergleute waren hier bereits tätig, die Kohle ging schon in alle Welt. An der Merseymündung war durch die Industrialisierung des Hinterlandes Liverpool als reine Handels- und Seestadt emporgekommen. Noch am Ende des 16. Jahrhunderts ein kleines Dorf, im 18. Jahrhundert dann am Sklavenhandel führend beteiligt, hatte es das alte Chester nunmehr rasch überflügelt; 1801 hatte es 77 000 Einwohner, 1831 bereits 165 000 Einwohner. Die Stadt wuchs zugleich mit ihren Docks. Lebhaft und anschaulich, voll Bewunderung schildert uns J. G. Kohl (4) diese aufstrebenden englischen Industriedistrikte. Aber er sieht auch ihre Häßlichkeit, ihre schweren sozialen Nöte, die sich unter anderem in den ersten Gewerkschaftsgründungen und Streiks und dem Bevölkerungsrückgang der benachbarten ländlichen Bezirke zeigten. Er kam in den ersten großen Krisenjahren des Frühindustrialismus nach England, und so offenbarten sich ihm die Schattenseiten dieser Wirtschaftsform besonders deutlich, und er legt sich die Frage vor, ob diese Vermaterialisierung und Verproletarisierung ein Glück für die Menschheit bedeute. Auf dem Kontinent war allerdings damals von allen diesen Dingen noch kaum etwas zu verspüren.

Die ganze Größe des Wandels, wie er im 19. Jahrhundert eingetreten ist, zeigt unsere Karte für das Jahr 1930. Am wenigsten ausgeprägt ist er in Frankreich, das ja auch das geringste Bevölkerungswachstum erfahren hat. Wohl sind eine Reihe von Städten in höhere Größenklassen aufgerückt, darunter ausnahmslos alle Hafenstädte, die fast 20% des Zuwachses an Stadtbewölkerung bestreiten. Durch Erhöhung der Zahl der Mittelstädte von 40 auf 102 ist der Schwarm der Punkte dichter geworden. Manche derselben sind neu auf gekommen wie St. Nazaire (40 000), der Vorhafen von Nantes und der Badeort Biarritz (20 000), beide aus unbedeutenden Orten seit etwa 1855. Andere sind über den Durchschnitt gewachsen wie der Rüstungsplatz Creusot von 16 000 auf 32 000 Einwohner, die Kohlen- und Eisenstadt St. Etienne von 30 000 auf 195 000 Einwohner, die Rivieraorte, allen voran Nizza (19 000 auf 184 000); auch Calais, der Überfahrtsort nach England ist darunter. Aber im allgemeinen war die Zunahme mäßig; die Industrie, ziemlich gleichmäßig über das ganze Land mit Bevorzugung weniger größerer Städte (Paris, Marseille, Lyon, Etienne, Clermont, Rouen) verteilt, hat sich nirgends zu großen Revieren zusammengeballt. Das Gesamtbild ist unverändert geblieben. Nur im Nordosten, in Flandern und im Hennegau hat, durch Kohlenlager begünstigt, die Textilindustrie der alten Städte großindustrielle Form angenommen und verstärkt durch andere Gewerbebezüge um Lille (das alte Ryssel) und Valenciennes ein Industrierevier entstehen lassen, das auch einige junge, in kurzer Zeit aus Dörfern empor gewachsene Fabrikstädte einschließt (Liesin, Bruay, Wattrelos), wie sie Frankreich sonst nicht kennt. Frankreichs Nordostgrenze ist durch diese Entwicklung wehrpolitisch empfindlicher geworden.

Viel tiefgreifender sind die Änderungen im germanischen Mitteleuropa, einschließlich Böhmen und Mähren, wie der Rheinmündungsländer. Es hat die Zahl seiner Mittelstädte von 40 auf 252, die seiner Großstädte von 4 auf 64 erhöht. In diesen Großstädten leben heute 28,5 Mill. Menschen, das heißt weit mehr als die Hälfte der gesamten Einwohnerschaft Frankreichs. Ein Wachstum der einzelnen Stadt um das 10- bis 15fache, das wir dort als seltene Ausnahme hervorhoben, ist hier fast die Regel; ganz neue Bergbau- und Fabrikstädte sind zu Dutzenden, zusammengedrängt auf ganz engem Raume, aus Dörfern oder dem Nichts emporgewachsen. Während noch 1830 die größte Stadt, Wien, nur 280 000 Einwohner

besaß, sind heute 13 Halb- und 3 Millionenstädte vorhanden; Berlin ist beinahe um das 20fache, von 220 000 auf 4,25 Millionen, Paris dagegen nur um das 3fache, von 890 000 auf 2,8 Mill. gestiegen. Die Ungleichheit der räumlichen Verteilung hat sich gegenüber 1830 noch verstärkt, da die volle Ausnutzung der Verschiedenheiten in Naturausstattung und Lagebeziehung durch Zusammenballung der Wirtschaftsunternehmen und Menschen an den günstigsten Standorten erst durch den völligen Umschwung des modernen Verkehrswesens möglich wurde. Mitteleuropa ist neben England das klassische Land der großen Industriezentren, der Städtezusammenballungen geworden. Die Kohlenfelder, zunächst nur die Stein-, später auch die Braunkohlen, als hauptsächlichste Kraftquelle der modernen Wirtschaft kamen nun erst zur Auswirkung. Auf ihnen sind die geschlossensten Großwirtschaftsbezirke mit den größten Menschenanhäufungen auf engem Raum erwachsen. Ruhr, Oberschlesien und Saar treten 1830 noch in keiner Weise besonders in Erscheinung. Wohl sind es schon Gebiete mit reicher gewerblicher Entwicklung, mit Kohlenabbau, Eisenverhüttung und -verarbeitung, Glashütten, Tuchweberei und Töpferei und mannigfachen anderen Gewerbebezügen. Aber diese Gewerbe werden noch in Kleinbetrieben mit aufgelöster, zerstreuter Anordnung ausgeübt. Das Bild der Siedlungsverteilung und -größe wird noch nicht von ihnen, sondern den agrarischen Nutzungsmöglichkeiten bestimmt. Die Landwirtschaft ist noch der ausschlaggebende Faktor. Das Ruhrgebiet hatte nur zwei Orte mit mehr als 20 000 Einwohner, Elberfeld und Barmen; heute drängen sich dort anderthalb Dutzend Großstädte, darunter Halbmillionenstädte und ein ganzer Schwarm von Mittelstädten so dicht, daß sie aus Raum-mangel in unserer kartographischen Darstellung auseinandergezogen werden mußten! Essen (630 000) hatte 4750, Dortmund (540 000) 4450, Bochum (315 000) 2300, Duisburg (422 000) knapp 6000 Einwohner; Großstädte wie Gelsenkirchen (330 000), Oberhausen (186 000), Buer (100 000), Herne (92 000) waren Bauerndörfchen. Hamburg war 1900 erst zur selbständigen Gemeinde erhoben worden und hatte 1910 bereits 100 000 Einwohner überschritten! Die mannigfachen treibenden Kräfte dieser riesenhaften Entwicklung und die damit verbundenen tiefgreifenden landschaftlichen Umgestaltungen hat uns H. Spethmann (5) eindrucksvoll geschildert. In Oberschlesien war damals Gleiwitz (110 000) mit 4000 Einwohnern die größte Stadt; Hindenburg, Kattowitz, Sosnowice waren bescheidene Dörfchen, Königshütte eine einsame fiskalische Eisenschmelze mit 220 Arbeitern. Daß die Entwicklung hier später einsetzte und nicht die riesenhaften Ausmaße erreichte wie an der Ruhr ist in erster Linie eine Folge der ungünstigeren Ost- und Verkehrslage (6). An der Saar ist die Siedlung trotz der auch hier seit etwa 1850 aufkommenden Großindustrie bodenständiger und zerstreuter geblieben. Es wäre deshalb falsch, wollte man die wirtschaftliche Bedeutung der Saar im Vergleiche zu Oberschlesien und zur Ruhr lediglich an der Zahl und Größe ihrer Städte bemessen. Tritt doch auch die wichtige lothringische Industrie aus dem gleichen Grunde in unserer Stadtekarte überhaupt nicht in Erscheinung! (7). In erster Linie durch die Kohle ist auch eine Reihe von 21, allerdings meist kleineren Industriestädten bedingt, die von Aachen durch das Maas- und Sambretal bis nach Nordfrankreich hineinzieht, von denen wir 1830 nur Aachen, Lüttich und Bergen zu verzeichnen hatten.

Aber auch abseits der Kohlenlager hat an günstigen Standorten, zu denen Roh- und Brennstoffe leicht herangebracht werden konnten, die Industrialisierung zur Städtebildung geführt, wie am ganzen Rhein, am Untermain und Neckar. Oder es sind in solcher Lage Orte, ja ganze Distrikte, mit alter Gewerbetradition neu aufgeblüht wie Nürnberg, Augsburg, Bielefeld, die westflandrischen Städte, das sächsische Erzgebirge. Durch Intensivierung des wirtschaftlichen Lebens sind viele Handels- und Verkehrsorte, zunächst ohne nennenswerte Beteiligung der Industrie, wie Straßburg, Frankfurt, Köln, Breslau, manche Seestädte, sind in Gebieten allgemeiner Bevölkerungsverdichtung auch die örtlichen Mittelpunkte größerer Landschaften zu Großstädten angewachsen (Würzburg, Münster, Erfurt, Braunschweig); die Arbeits- und Absatzorientierung brachte dann Industrie in solche Orte, die ein weiterer Faktor ihrer Vergrößerung wurde. Andere sind durch Verkehrslage, die sich ja durch entsprechende Eisenbahnpolitik weitgehend korrigieren ließ, Sitz der Verwaltungs- und Kultur-einrichtungen und Industrie zugleich emporgekommen wie München, Stuttgart, Hannover, Dres-

den, Prag und vor allem die Reichshauptstädte Wien und Berlin. Manche einst mächtige Städte sind allerdings, namentlich in Süddeutschland, in der neueren Zeit stehengeblieben oder doch von glücklicheren Nachbarn weit überholt worden. Ein Vergleich des verschiedenen Wachstums unserer Städte und Städtegruppen gibt eine Fülle interessanter Fragen auf über die Auswirkung natürlicher Grundlagen und menschlicher Zielsetzung und Willensäußerung. Es sei nur erinnert an Entwicklungsprobleme, die die häufigen Städtepaare wie Heidelberg/Mannheim, Mainz/Frankfurt, Hannover/Braunschweig, Halle/Leipzig, Antwerpen/Rotterdam, Venedig/Triest/Fiume bieten. In drei Regionen haben alle diese Momente in verwickeltem Zusammenspiel auch abseits der Kohle zu einer Verdichtung der Städte geführt: am Rhein, dem Nordrand der deutschen Mittelgebirge und den deutschen Küsten.

Am Niederrhein sind in den Niederlanden und dem benachbarten Belgien die alten Gewerbe- und Handelsstädte dank ihrer günstigen Lage zur See und zu den Wirtschafts- und Bevölkerungszentren Mitteleuropas in die allgemeine Aufwärtsbewegung einbezogen worden. Gent, Utrecht, Haarlem, Groningen sind Großstädte, Brügge, Mecheln, Löwen, Delft, Leiden, Nijmegen, Maastricht wenigstens bedeutende Mittelstädte geworden, dazu sind junge ausgesprochene Fabrikstädte, namentlich in der holländischen Geest wie Almeloo, Eindhoven, Enschede, Hengelo u. a., in großer Zahl hinzugetreten. Wenn in Belgien die Großstädte vor den mittleren Orten zurücktreten, so liegt das vor allem daran, daß Brüssel mit seinem riesigen Wachstum (750 000—825 000 Einwohner) und Antwerpen alle große Wirtschaft auf sich konzentrierten. In den Niederlanden gilt ähnliches für die beiden Seestädte Amsterdam und Rotterdam, die als günstigste Hafenplätze für den Rhein und die Ruhr in ihrer Bedeutung mächtig gestiegen sind; sie haben auch Antwerpen weit überflügelt, und selbst Haag ist, obwohl es keine großen Industrien besitzt und nicht unmittelbar am großen Handelsverkehr liegt als Regierungssitz und geistig-kulturelle Zentrale des reichen Holland um das 8fache (von 56 000 auf 450 000 Einwohner) angewachsen. Das Niederrheingebiet ist das städtereichste Gebiet Mitteleuropas nicht nur geblieben, sondern es hat sein Gewicht noch verstärkt. In gleicher Weise hat sich der Rhein, Europas bedeutendste Binnenwasserstraße mit Europas wichtigsten Verkehrslinien in seiner Talfurche und seinem größten Großwirtschaftsraum an seinen Ufern, auch an seinem Oberlauf auf Städtebildung und Städtewachstum ausgewirkt. Auch die Oberrheinlande, von jeher ein Städteland, haben eine ungewöhnliche Entwicklung genommen. Aber während diese am Niederrhein in die Breite ging, ist sie am Oberrhein auf die schmale Ebene zwischen den Randgebirgen beschränkt. Nur in der Kreichgaupforte greift sie in das Neckarland, zwischen Waldshut und Schaffhausen in das Schweizer Mittelland über. Am Nord- und Süden der Oberrheinebene, wo deren Enge sich weitet, wo inmitten einer fruchtbaren, dichtbesiedelten alten Kulturlandschaft die großen Westostwege mit der Rheinstraße sich kreuzen, sind Mainz, Frankfurt, Wiesbaden und Basel, Mühlhausen zu Großstädten geworden; vor der Kraichgausenke liegt Mannheim/Ludwigshafen als dritte Gruppe; Straßburg vor der Zaberner Steige, der alte Vorort des fruchtbaren und städtereichen Elsaß und Karlsruhe, die junge Hauptstadt des neuen, politischen Baden vermitteln zwischen ihnen; im Neckarbecken schließen sich Stuttgart, im Schleizer Mittelland Zürich und Bern an. Heute beherbergen diese 12 Großstädte etwa 2,8 Mill. Menschen; 1830 waren 5 davon zu klein, um überhaupt auf unserer Karte zu erscheinen, von den übrigen 7 hatte Straßburg allein 50 000 Einwohner erreicht. 36 alte Städtchen sind in die Reihe der Mittelstädte vorgerückt. Der gesamte rheinische Raum ist heute mit 38 Groß- und 129 Mittelstädten der bedeutendste und zusammenhängendste Städteraum Mitteleuropas.

Das zweite Verdichtungsgebiet am Rande der Mittelgebirge vom Weserbergland bis zum Ende der Sudeten beruht auf mannigfachen Grundlagen. Mit seiner dichten bäuerlichen Bevölkerung auf fruchtbarem Lößboden, der günstigen Lage an der wichtigsten Westoststraße Norddeutschlands mit ihren zahlreichen Abzweigungen über das Gebirge und zur See und ihren vielen Brückenstädten, den alten Gewerbe- und Handelstraditionen verbindet sich der Bergbau auf Steinkohle, Kali und Erze. In höherem Maße als am Oberrhein hat hier die Industrie zur Verdichtung der Menschenmassen und der Städte mitgewirkt (8). Während es im Westen wie im Osten mehr noch einzelne zur Reihe geordnete Mittelpunkte sind wie

Osnabrück, Bielefeld, Minden, Hannover, Hildesheim, Braunschweig hier und Bautzen, Görlitz, Liegnitz, Neiße, Ratibor dort, wobei der Abstand der Orte in der Ostreihe schon weiter, die Größe derselben schon geringer ist als in der Westreihe, drängen sich im Raume zwischen Magdeburg—Plauen—Dresden 6 Groß- und 34 Mittelstädte, mit zusammen mehr als 3 Mill. Einwohnern; 1830 hatten wir im gleichen Gebiet nur 4 Städte zu verzeichnen, von denen keine noch 30 000 Einwohner erreichte. Von diesem Dichtezentrum zieht eine Städtereihe hinein in das thüringische Becken mit Erfurt als Großstadt und Mittelpunkt und eine andere, den sächsischen Städten durchaus gleichgeartete Reihe schließt sich jenseits des Erzgebirges und der Sudeten am Nordrande Böhmens an. Der mitteldeutsche-nordböhmische Städtestreifen hat 80 Mittel- und 10 Großstädte, wobei das oberschlesische Industriegebiet nicht eingerechnet ist.

Die moderne binnendeutsche Wirtschaftsentwicklung ist natürlich auch den deutschen Seehäfen zugute gekommen. Aber während noch um 1830 die Ostseehäfen den Nordseehäfen überlegen waren, blieben sie von da ab, das heißt mit der zunehmenden Industrialisierung des Westens, immer weiter hinter Hamburg und Bremen zurück. Während diese beiden ihre Bevölkerungszahlen verzehnfachten ist bei den Ostseestädten im allgemeinen nur ein Wachstum um das 3- bis 5fache aufzuzeigen. Eine Ausnahme macht nur Stettin (27 000—270 000 Einwohner), das in bescheidenem Umfange durch die Kanalverbindungen Hafen von Berlin geworden ist, aber doch weit mehr als Provinzialhauptstadt und Industriestadt denn durch Handel und Schifffahrt seine Stellung sich erhalten hat. Auch Danzig ist, obwohl Großstadt geworden (55 000—235 000) trotz aller pfleglichen Behandlung durch Preußen und das Reich relativ zurückgeblieben, da auch schon vor der Katastrophe von Versailles die Grenzverhältnisse sich sehr zu seinen Ungunsten auswirkten. Kiel hat unter ganz besonderen Bedingungen gestanden. 1830 noch völlig unbedeutend und von Dänemark vernachlässigt, bis zum Jahre 1864 langsam auf 20 000 Einwohner angewachsen, ist es nach der Errichtung des Reichskriegshafens, der Arsene und Werften bis 1900 bereits auf über 100 000 Einwohner gestiegen, um sich bis zum Jahre 1913 nochmals zu verdoppeln. Für unsere Nordseehäfen war die Großlage, die Beziehung zum Hinterland und nach Übersee, weit günstiger, wenn auch nicht mehr so gut wie für die Rheinmündungshäfen. Die besondere geographische Lage war dagegen keineswegs vorteilhaft; das energische wagemutige Hanseatum hat sie unter riesigen Opfern durch gewaltige technische Verbesserungen zu überwinden vermocht (9) und so den deutschen Häfen ihre Weltstellung geschaffen. Hamburg war schon im 18. Jahrhundert die führende Handelsstadt und die größte Stadt Deutschlands, hatte aber in der napoleonischen Zeit die schwersten Rückschläge erfahren. Um 1830 erfolgte der schnelle neuerliche Aufstieg von 112 000 Einwohnern auf 410 000 Einwohner im Jahre 1880 und 1,2 Mill. Einwohner im Jahre 1930. Groß-Hamburg mit Altona und Harburg/Wilhelmsburg umfaßt über 1,5 Mill. Einwohner; es ist damit nach Berlin die größte Stadt des nördlichen Mitteleuropa geworden. Neben Schifffahrt und Handel ist in engster Ergänzung zu ihnen Industrie in größtem Ausmaße getreten. Bremen hatte in jeder Hinsicht einen viel schwereren Kampf zu führen; es hat sich trotzdem aus einer, zunächst in keiner Hinsicht bedeutenden Stellung mächtig emporgearbeitet (35 000 auf 325 000 Einwohner) und dazu mittelbar wie unmittelbar Neugründungen veranlaßt: Bremerhaven, das 1830 zur Rettung der Seegeltung Bremens von dessen großem Bürgermeister v. Smidt als Vorhafen begründet wurde; Geestemünde, das 1857 von Hannover angelegt wurde, um sich einen Anteil an der Weserschifffahrt zu sichern und sich heute zum größten deutschen Fischereihafen entwickelt hat (mit seinen Nachbarorten als Wesermünde heute 77 000 Einwohner (10). Emden, für das man sich nach seinem Kanalschluß an das Ruhrgebiet (Dortmund-Ems-Kanal 1890—1899) als „deutsche Rheinmündung“ so viel versprochen hatte, ist nach kurzem Aufschwung wieder stehen geblieben; dem Nordseekriegshafen Wilhelmshaven und Rüstringen hat nach raschem Aufstieg der Friede von Versailles die Lebensgrundlage genommen.

Auch das östliche Mitteleuropa zeigt eine erhebliche Zunahme der Städte nach Anzahl und Größe, namentlich auch der Großstädte, die 1830 mit der einzigen Ausnahme von Warschau ganz fehlten. Die Städtedichte ist heute in Polen kaum geringer als in Frankreich, das ersterem in dieser Hinsicht 1830 noch weit überlegen war. Ein Wachstum der

einzelnen Städte um das 10- bis 15fache, das in Frankreich nur in ganz wenigen Ausnahmen zu verzeichnen ist, ist hier wie im deutschen Mitteleuropa die Regel. In den 54 Städten des heutigen Polen mit mehr als 20 000 Einwohnern lebten 1830 etwa 250 000—300 000 Einwohner gegen 4,8 Mill. im Jahre 1930. Daß es trotzdem zu keinem Übermaß der Städte gekommen ist hat seine Ursache in der fast völligen Städtelosigkeit des Landes zu Beginn der modernen Entwicklung, die hier übrigens auch erst einige Jahrzehnte später einsetzte als im Westen. Es fehlt im Osten auch die Zusammenballung; die Verteilung ist im allgemeinen gleichheitlich mit zunehmender Auflockerung nach Osten und Südosten, wenn auch große naturgegebene Leitlinien in der Anordnung deutlich sichtbar sind. So folgt dem Außenrande des Karpatenbogens mit seiner dichteren Bevölkerung auf fruchtbarer Erde, seinen Bodenschätzen (Salz und Erdöl) und seiner alten Verkehrsstraße und deren Kreuzungspunkten mit den Gebirgsübergängen einen Städtekranz von Schlesien über Krakau—Lemberg—Czernowitz—Jassy bis Ploesti; er ist die Fortsetzung des Städtestreifens an der mitteleuropäischen Gebirgsschwelle vom Sambro- und Maastal bis zur Oder in lockerer Folge und mit weniger großstädtischen Zentren. Eine zweite solche Reihe folgt dem Übergang des polnischen Hügellandes zum Flachland, die ebenfalls schon in Deutschland in den Niederlausitzer und Niederschlesischen Höhen ansetzt und über Kalisch—Pabjenice—Petrikau—Radom—Lublin—Cholm—Kowl—Luzk—Rowno ins Russische Reich nach Shitomir und Kiew zieht. Deutlich ist auch der Einfluß der wenigen großen Eisenbahnlinien, die alten Straßenzügen folgen (Warschau—Bialystock—Grodno—Dünaburg—Petersburg; Warschau—Siedlce—Brest—Baranowitsch—Minsk—Moskau). Auf die Städtedichte im mittleren Donaubecken wurde an anderer Stelle schon hingewiesen. Wie um den Außenrand der Karpaten zieht auch um deren Innenrand ein Kranz von Städten, der vornehmlich dem Austausch zwischen Gebirge und Ebene dient: Erlau, Miskolcz, Kaschau, Ungvar, Munkacz, Huszt, Szatmar, Großwardein, Arad, Temesburg, Werschetz. In entgegengesetztem Sinne als städteleere Räume wirken sich die Pripetsümpfe, der Karpatenbogen und die dinarischen Gebirge aus. Schon diese Anordnung zeigt, daß hier weitgehend andere Ursachen für den Aufschwung der Städte maßgebend waren als im deutschen Mitteleuropa, daß die Städte ähnlich wie in Frankreich mehr „zentrale Orte“, Handels-, Verkehrs-, Verwaltungs- und Kulturmittelpunkte sind, weniger Orte der Großindustrie und des Bergbaus. Stadt und Land sind noch weit mehr im Gleichgewicht. Nur Lodz fällt nach Lage wie Größe aus dem Rahmen, es ist die einzige Fabrikgrößtadt des östlichen Mitteleuropas.

Über England brauchen wir nur wenig zu sagen. Wohl tritt dort die Verstädterung am machtvollsten in Erscheinung, aber ihre Ursachen sind hier am eindeutigsten, die Kräfte, die zu ihr führten sind am wenigsten verwickelt: es ist die Industrialisierung auf den Kohlenlagern. Die Reviere, die schon um 1830 in der ersten Anlage vorhanden waren sind ins Urgeheure weiter gewachsen: um Leeds/Bradford und Sheffield, um Manchester und Liverpool, um New Castle und an der Teesmündung, um Birmingham und Nottingham, an der Severnmündung und in Südwales haben sich die konzentriertesten Großwirtschafts- und Menschenballungen aller Zeiten herausgebildet, denen nur noch das Ruhrgebiet zu vergleichen ist. Groß-London ist als Mittelpunkt des britischen Weltreiches und Wirtschaftskapitale der Welt auch zur größten Stadt der Welt geworden. Am auffälligsten ist wohl noch das starke Wachstum der Hafenstädte an der Südküste, die mit Ausnahme von Plymouth um 1830 alle noch unbedeutend waren. Sie sind durch die Eisenbahnen Vorhäfen von London geworden und haben durch den Aufschwung der kontinentalen Nordseehäfen und den gesteigerten Austausch mit den mitteleuropäischen Industriegebieten gewonnen. Portsmouth verdankt sein rasches Anwachsen seiner Eigenschaft als Hauptkriegshafen und Arsenalplatz der britischen Flotte. In Irland haben Belfast und Dublin die moderne städtisch-industrielle Entwicklung ganz auf sich vereint, neben ihnen war für andere Plätze kein Raum mehr. Bezeichnend ist übrigens für ganz Großbritannien das starke Zurücktreten der kleinen und mittleren Städte gegenüber der Herrschaft der Großstädte.

Noch weniger hat sich eine grundsätzliche Umschichtung in Norditalien vollzogen. Verteilung und Größenverhältnisse der Städte sind fast gleich geblieben. Der Unterschied zwischen 1830 und 1930 ist im Grunde nur ein solcher der Größenordnung: die Städte sind durchschnittlich

um das 3- bis 5fache gewachsen und damit in eine höhere Größenklasse eingerückt. Nur wenige wie etwa Mailand und Genua haben eine überdurchschnittliche Entwicklung genommen; Spezia ist ein abgeschwächtes Gegenstück zu Kiel: bis 1830 ein ganz unbedeutendes Städtchen, bis 1875 langsam auf 21 000 Einwohner angewachsen, ist es dann als Kriegshafen des geeinten Königreiches Italien rasch zur Großstadt aufgestiegen. Von Interesse ist noch Triest: 1719 von Karl VI. an der Stelle des alten Tergeste gegründet; als Hafen und für die rückwärtigen Verbindungen über den Karst, die beide mit sehr schweren Opfern ausgebaut werden mußten, gleich ungünstig, ist es aber doch politisch von außerordentlichem Wert gewesen zu einer Zeit als Venedig noch nicht und nicht mehr habsburgisch-österreichisch war und die in Wien zusammenlaufenden großen Handelsstraßen unabhängig gemacht werden sollten von Venedig, das in traditioneller Feindschaft gegen den Kaiserstaat stand. So ist Triest von 35 000 Einwohnern auf 210 000 Einwohner, Venedig nur von 116 000 Einwohnern auf 256 000 Einwohner angewachsen. Gegenwärtig, wo sich die politische Zugehörigkeit wieder verschoben hat, kämpft Triest einen schweren Existenzkampf. Genau die gleiche Rolle hat Fiume als Seehafen des alten Königreiches Ungarn gegen Triest gespielt, obwohl beide Städte der habsburgischen Monarchie angehörten.

Wohl selten zeigt sich die Fruchtbarkeit des räumlichen Vergleichs verbunden mit historischer Betrachtungsweise und kartographischer Darstellung so klar wie hier. Man kann eine wichtige Tatsache kaum eindringlicher und besser in ihrem Werden veranschaulichen. Die Dynamik, die hinter dieser gewaltigen Zustandsänderung steht, konnte allerdings nur in den allgemeinsten Zügen angedeutet werden.

(Fortsetzung im Maiheft.)

WILLY HELLPACH:

Ethno- und geopolitische Bedeutung der Großstadt

1. Tatsächlicher Lebensraum für fast ein Drittel der Bevölkerung des Deutschen Reiches ist die „Großstadt“. Nimmt man selbst die bevölkerungsstatistische Gepflogenheit nicht an, Städte, welche 100 000 Einwohner haben, schon als Großstädte zu bezeichnen (und zahlreiche Städte dieser Art zeigen in der Tat noch die Erscheinungs- und Daseinsformen der Mittelstadt), so bleibt immerhin bestehen, daß im Reich mehr als ein Viertel des deutschen Volkes in fraglos wirklichen Großstädten lebt, nämlich in Städten von mehr als einer Viertelmillion, und mehr als ein Sechstel in Riesenstädten von mehr als einer halben Million Volkszahl. Der elfte Teil unserer Bevölkerung ist allein in den beiden ungeheueren Städtegebilden Groß-Berlin und Hamburg-Altona zusammengedrängt.

Bedeutet diese Tatsache ein Schicksal?

Ohne Zweifel in dem Sinne, daß sie im Zeitpunkt der letzten Volkszählung nicht etwa ein episodischer Zufall war, der durch Flüchtlingszustrom, Modekonjunktur (Los Angeles), kriegerische Einquartierung und ähnliches ebenso vorkommen kann, wie sein Gegenteil: vorübergehende Entvölkerung (z. B. von Riga nach dem Kriege, von Petersburg im Beginn der Sowjetherrschaft), sondern daß sie in einer allmählichen, grundsätzlichen Entwicklung, eben der gewerblichen Entwicklung Deutschlands, zustande gekommen ist. Sie bildet einen Wesensausdruck der Berufs- und

Wirtschaftsstrukturumlagerung während des verflossenen Jahrhunderts; ziemlich genau, vor jetzt 100 Jahren, hat sie in dieser Richtung eingesetzt und ist in ihr mit (man möchte sagen: in geometrischer Progression) wachsender Tempobeschleunigung verblieben. Ohne gewollte Gegenmaßnahmen würde sie zweifellos entsprechend weitergehen, wenn auch vielleicht jetzt wieder etwas langsamer als um die Jahrhundertwende.

Aber dieses kausale Schicksal: die folgerechte Entfaltung aus einer jener Immerwiedergeburten des „Homo Faber“, wie die Menschheitsgeschichte sie schon einige Male erlebt hat — kann uns kein finales Schicksal bedeuten. Wir müssen es nicht in seinem Fortgang ergeben über uns ergehen lassen oder uns gar dienstbar vor seinen Wagen spannen. Bedroht es unsere menschliche, völkische, geisttümliche (kulturelle) Existenz, vielleicht gar unsere biologische, so haben wir das Recht, ja die Pflicht, samt der Möglichkeit, es zu bremsen, abzubiegen, unser lebensräumliches Schicksal in die Hand zu nehmen und anders zu wenden. Urteil und Entschluß solcher Art sind sittlichen Wesens; es ist eine moralische Entscheidung, ob man das Leben und Weiterleben des Individuums, der Familie, der Nation bejaht und erkämpft, oder verneint, oder auf sich beruhen läßt. Das Verfahren des Umbruchs aber (hier also: von der großstädtischen Daseinsform weg zu anderen lebensräumlichen Existenzweisen) kann instinktives Probieren, kann aber auch rationales Planen sein. Als solches setzt es Erkenntnis, auch und gerade in ihrer klarsten Erscheinungsform, der wissenschaftlichen, voraus. Erforschung des Phänomens Großstadt kann am allerwenigsten für seine Überwindung oder Begrenzung entbehrt werden. Sie allein vermag uns auch ein adäquates Bild von Werten und Unwerten, Notwendigkeit und Entbehrlichkeit, Vorzug und Gefahr großstädtischer Lebensform zu verschaffen — an dem es noch arg gebricht.

2. Wo die Großstadt quantitativ anfängt, ist mechanisch nicht festsetzbar; Städte von 150 000 Ew. können noch vollkommen mittelstädtischen Charakter zeigen, und halb so große weisen manchmal, z. B. als Fabrikstädte, alle wesentlichen Merkmale und Nachteile der Großstadt auf. Über 250 000 Ew. hinaus aber ist wohl der Großstadtcharakter in jedem Betracht unweigerlich gegeben — milder oder krasser: zwischen Leipzig und Dresden bleibt, bei ähnlicher Volkszahl (etwa 700 000) ein augenfälliger Unterschied, aber jede von beiden ist doch eine richtige Riesenstadt.

Drei Existenzmerkmale sind der Großstadt kennzeichnend zu eigen: das landschaftliche, das klimatische und das soziale, und in ihnen gründet das, was die spezifische Geographie der Großstadt ausmacht und einen bedeutenden Ursachenkomplex ihrer spezifischen Ethnographie setzt.

a) Großstadtlandschaft. Die moderne Erdkunde hat den Begriff der Stadtlandschaft aufgestellt als einen besonderen Erscheinungsfall der Wirtschafts- oder Kulturlandschaft. Solche Begriffsschöpfung war notwendig. Mit Recht betont Erwin Fels, daß eine (z. B. unterrichtende) Geographie, die nur die von der Natur selber

erzeugten Gestaltungen der Erdoberfläche betrachtet, an dem praktisch wichtigsten vorbeisehe, was heute die Erdoberflächenerscheinung samt ihrer lebensräumlichen Bedeutung bestimmt, an der von Menschenhand und Menscheninn veränderten, hergerichteten, gestalteten Landschaft. Gerade die geopolitisch bedeutsamen Völker leben längst in keinen Naturlandschaften mehr und fassen ihre u. U. geschichtlichen Entschlüsse nicht um einer solchen willen. Acker und Flur, Forst und Straße, Pässe und Kanäle, regulierte Ströme und angelegte Häfen, Märkte, Städte, Festungen, Wasserleitungen und Windschirme bestimmen entscheidend ihr Tun und Treiben, alles in allem: gebaute und bebaute, besiedelte und bevölkerte, geformte und genutzte Landschaft. Diese gelangt in der großen Stadt zu ihrer konzentriertesten Erscheinungsform, in welcher meist die letzten Reste des „landschaftlichen Rohstoffes“, der Naturlandschaft, vernichtet sind. Nur in den Hochlanden ist größtenteils das natürlich bergige Terrain als solches bewahrt (wenn auch oft genug mitverändert); in den Ebenengroßstädten pflegt kaum ein Geviertmeter mehr „unberührte Natur“ zu sein, nicht einmal ein Strom, an dem sie liegen (man denke an die grandiose „Denaturierung“ von Elbe und Alster in Hamburg!). Bejaht man die Tragweite des landschaftlichen Lebensraums für menschliches Verhalten und Gedeihen (oder Verderben) überhaupt, und jede geopolitische Bemühung setzt eine solche Bejahung voraus, so muß die Stadtlandschaft, zumal in ihrer Großstadtdgestalt, außerordentliche geographische Wirkungen setzen. Ich habe sie gelegentlich „tektopsychische“ genannt, da ja die ursprüngliche „Ge“ hier bis zur Unkenntlichkeit verarbeitet ist und das Gebaute im weitesten Sinne die „Landschaft“ konstituiert. Sie sind noch so gut wie unerforscht, ja wissenschaftlich kaum wirklich betrachtet.

b) Besser steht es um unsere Kenntnis vom Großstadtklima. Allerdings gehört auch die allseitige Durchforschung des Stadtklimas erst der jüngsten Vergangenheit an¹⁾. Im 19. Jahrhundert hat sich fast nur die Hygiene um diesen Gegenstand gekümmert, und sie naturgemäß um seine gesundheitschädigenden Seiten. Heute ist es jedem Zweifel entrückt, daß die geophysikalische Ganzheit des Stadtklimas gegenüber dem umgebenden (und überhaupt jedem) Freiklima eine wohl charakterisierte Sonderheit ist. Sie betrifft Wärme, Feuchtigkeit und Niederschläge, Wind, Luftzusammensetzung, dank der städtischen Dunsthaube aber auch, und in besonders einschneidender Art und Stärke, die Ionisation (also die luftelektrische Gesamtsituation), die Sonnen- und Himmelsstrahlung, endlich (dank der starren künstlichen Bodendecke: Pflaster, Asphalt) die Bodenemanationen und -strahlungen. Man braucht nur daran zu denken, daß für wesentliche Bezirke städtischen Lebensraums (lichtarme Zimmer, Kontore, Werkstätten, engere Höfe und Straßenzüge) die ultraviolette Energie samt ihrem Tages- und Jahresrhythmus

1) Eine wirkliche Monographie fehlt noch. Die wichtigste Literatur ist zusammengestellt in meiner „Geopsyché“, 4. Aufl. (1935), S. 290 o., Anm. z. d. Textabs. 113 „Stadtluftkörper“.

ausfällt, daß neuerdings wieder ernste wissenschaftliche Bemühungen das System der inneren Sekretion (Hormone) in enge Beziehung zur radioaktiven Bodentätigkeit bringen¹⁾ (z. B. die ortsgebundene Kropfbildung), so ermißt man die biophysikochemische Tragweite dieser stadtklimatischen (und am krassesten industrie- und großstadtklimatischen) Besonderheiten. Es ist nicht bloß „denkbar“, sondern durchaus wahrscheinlich, daß dadurch der Organismus erheblich „umkonstituiert“, eben ein großstädtischer Konstitutionshabitus geschaffen wird, den eindringlich zu erforschen eine Aufgabe der nächsten Zukunft sein sollte. Diese Erforschung wird auch die Frage klären, ob nicht zu dieser Umkonstituierung die objektive Schwächung der Fortpflanzungskraft gehört, während man sich daran gewöhnt hat, für den geringeren Beitrag aller Großstadtbevölkerungen zur biologischen Volkserhaltung den Nachlaß der subjektiven Fortpflanzungslust durch die großstädtischen Lebensformen und ihre zerrüttenden psychologischen Wirkungen unesehen verantwortlich zu machen.

c) Diese Lebensform ist ja freilich etwas sehr Eigenartiges und „Denaturiertes“: auf keinem irdischen Lebensschauplatz besteht ein solches sozialphysisches Beieinanderleben in bezug auf Menge, Nähe und Wechsel, noch verschärft durch den sozialpsychischen Faktor der Fremdheit. Nirgends sonst leben so viele Menschen so eng gedrängt beieinander, die so rasch wechseln und einander so fremd sind und bleiben. (Gerade das „Untertauchen“ in ihr macht ja zahlreichen Menschen die Großstadt anziehend.) Selbst objektiv Verwandte, Blutsverwandte, Versippte, kennen sich hier oft kaum, nehmen keine Beziehungen miteinander auf, sind sich wie „fremd“.

Diese Faktorengruppe tut mächtige Wirkungen in der Modellierung des Phänotypus der Großstadtbewohner²⁾. Ist die gewollte Beeinflussung von Mensch zu Mensch im Vergleich zu Kleinstadt und Dorf auf ein Minimum vermindert, so verstärkt sich das unbewußte Beeinflußtwerden desto mehr durch die Menge und Enge im Beieinanderleben. Die große Stadt „nivelliert“, sie schleift ab, es scheint, daß sie einen „Allerweltstypus“ herausformt. Das ist bedingt richtig, aber nur bedingt. Verglichen mit dem Bauern und Bürger der dörflichen oder kleinstädtischen

1) Auch ein so kritischer Forscher wie Wagner-Jauregg (Wien) neigt diesen Auffassungen zu; s. seine Abhandlung in „Forschungen und Fortschritte“, 1935, Nr. vom 20. Oktober.

2) Der psychophysiognomische An- und Ausformungsprozeß, der dabei vor sich geht, ist ausführlich dargestellt in meiner Abhandlung „Standort und Wesensart“ (Zeitschr. f. Industrielle Psychotechnik 1934), in meinem „Elementaren Lehrbuch der Sozialpsychologie“ (1933), bes. S. 150 ff., in den Kapiteln „Lebensboden und Wesensart“ und „Das Antlitz des Volktums“ meines Buches „Heilkraft und Schöpfung“ (1933), in meinem Vortrag a. d. Tübinger Tagung der Deutschen Psychologen 1934, abgedr. i. Bericht: „Der sozialphysische Standort als Gestaltungsfaktor d. psychologischen Wesensart“ sowie in einer großen Zahl von Veröffentlichungen zur Physiognomik der deutschen Stämme: endlich im Randtext zu meiner kartographischen Darstellung der Stammesgesichtervertelung auf Blatt 386 a des „Deutschen Kulturatlases“.

Welt, erscheint die Masse der Großstädter wie entfärbt, verdünnt, wesensblaß. Aber wer wollte ernsthaft die Behauptung vertreten, deutsche Riesenstädte wie Hamburg, Köln, München, Dresden wirkten wesenlos — etwa völkisch wesenlos? Nein, auf jeden Unbefangenen wirken sie trotz allem höchst wesenseigen, nämlich niederdeutsch, rheinisch, bayrisch, sächsisch: die sprechen ja auch so, wenngleich in weniger ausgeprägter Mundart, mehr in Klangfarbe, „Akzent“, Wort- und Satzrhythmus und -melodie, Haltung, Geste und Miene. Jede hat ihre höchsteigene „Physiognomie“, und wer das nicht merkt, der merkt überhaupt nichts und sollte von Volkskunde und Volkslehre lieber die Finger lassen; ja, sie ersetzen durch die unermessliche Fülle, in der sie jene, wenn auch blasser gewordenen Wesenszüge zur Anschauung bringen, was das Land an urwüchsiger Farbensättigung voraushat. Die Sozialpsychologie deckt auf, wie diese Assimilationsfähigkeit vieler sehr eng zusammenlebender, wenn auch „fremder“ Menschen sich auswirkt; das „rheinische Gesicht“ von Köln, das bayrische von München usw. ist die beste Probe auf diese sozialpsychologische Erklärung, denn fände eine solche „Einschmelzung“ nicht statt, so bliebe es unfasslich, wie jene riesenhaft und tropisch rasch angewachsenen Städte ihre Stammesprägung auf so eindrucksvolle Art hätten bewahren können, wie sie es imstande gewesen sind.

3. Schon als „Stadtlandschaft“ und noch weiter durch die unter 2 b und 2 c erörterten Eigentümlichkeiten (Eigenklima, eigene sozialphysische Lebensform ihrer Bewohner) zeigt die echte Großstadt echten Gauarakter, wenn man unter einem Gau eine in sich geschlossene geographische Landschaft samt der relativen Geschlossenheit ihres Bevölkerungshabitus versteht. Der klimatisch wie landschaftlich geschlossene Großstadtgau formt in seiner Einwohnerschaft seinen Gautypus aus, einen wohlcharakterisierten Volksschlag, den wir als Gauschlag, eben als Großstadtgauschlag bezeichnen wollen. Er ist ethnographisch mit seinem Stammesgesamtgau wesensgleich und doch innerhalb dessen ein Besonderes, ethnisch Abgehobenes, auf seine Art Stammrepräsentatives (wie Dorf und Kleinstadt auf ihre Art), eine Stammesvariante, -schattierung, oder wie man es nennen will (der Leipziger und der Dresdener: beide obersächsentümlich und doch jeder auf eine differenzierte Art, auch verglichen mit dem Bewohner von Meißen, Glauchau usw.; der Hamburger und der Hannoveraner usw.). Diese Großstadtgauschläge sind also ebensowohl sozialpsychologisch wie geobiologisch herausgeformt; was für alle Gautypik gilt. Sie stellen zunächst Phänotypen vor, sie sind also, wie sie sind, dadurch, wo sie sind und nur solange sie dort sind (wobei es freilich ungewiß ist, ob biologische Umkonstituierungen, die während der Kindheit erfolgen, später auch bei Standortwechsel noch einmal völlig zu beseitigen sind). Das spricht keineswegs gegen ihre Wichtigkeit. Für die Mehrzahl der praktischen Lebensgestaltungen ist ja der Phänotypus entscheidend, als dasjenige, was sich eigenschaftlich aus der Auseinandersetzung der genotypischen Mitgift mit Umwelt und Lebensfügungen heraus-

entfaltet hat: die weiblichen Mitglieder eines Rotgrünblindheitstammbaumes, in denen das pathologische Gen dieses optischen Defekts latent bleibt, während es in ihren männlichen Vorfahren und Nachkommen (teilweise) manifest wird, geben volltätige Verkehrsbeamte ab, während diejenigen ihrer Söhne, in denen das Gen sich als Phän ausfaltet, von solchen Berufen ausgeschlossen sind, die eine zuverlässige Farbenunterscheidung (z. B. der Signale) erfordern.

Aber in den (vorsichtig gesprochen:) meisten Gauschlägen steckt auch ein genischer Faktor. Die Frage allerdings, ob die stoffliche Umwelt, z. B. veränderte Strahlung oder Emanation, auch erbteste Abänderungen zu setzen vermag, lassen wir aus dem Spiele, weil sie wissenschaftlich nicht spruchreif ist. Es bleibe dahingestellt. Aber alle Gauschläge sind, je länger je dichter, „genotypisch durchwachsen“ dank der zunehmenden Versippung auf geschlossenem Raum beieinander lebender Menschengruppen. Man weiß, wie viele Schwaben, also Glieder eines sehr geschlossenen deutschen Stammesgaues, miteinander verwandt sind; wir kennen ähnliches von den Hansestädten. Es erhebt sich die entsprechende Frage für die Großstadtgaue.

Sie ist so gut wie unerforscht. Es ist hohe Zeit, sie in Angriff zu nehmen; angesichts der Schwierigkeit der Ermittlungen vielleicht zuerst an kleineren Großstädten, um 200 000 Ew. herum. Gelegentliche Stichproben, die ich im Zuge ganz anderer (stammesphysiognomischer) Untersuchungen an den Vorfahrenschaften von Schulzöglingen in Mannheim, Barmen, Bochum, Krefeld, Stuttgart gemacht habe, unzureichend natürlich für eine gültige Klärung, ließen eine ganz unerwartet starke Verwurzelung zahlreicher Familien in ihrer Stadt, ja teilweise in ihrer Vorstadt, bis zu den Urgroßeltern und noch weiter zurück, erkennen. Vermutlich gibt es, namentlich in unseren Altgroßstädten, d. h. denen, die schon seit Jahrhunderten, teilweise schon im Spätmittelalter, verhältnismäßige Großstädte (nämlich im Verhältnis zur Bevölkerungsdünne des Gesamtreiches) gewesen sind, also in Städten wie Köln, Nürnberg, Hamburg, Frankfurt, Leipzig und ähnlichen, eine weit größere Anzahl von Altgeschlechtern, auch in den breiten Bevölkerungsschichten, bis ins Kleinbürgertum, ja bis in die Arbeiterschaft hinein, als man sich vorzustellen pflegt: also Sippen, die seit Generationen in ihrer Stadt wurzeln. Doch läßt sich diese Möglichkeit nur durch monographische Untersuchungen zur Gewißheit erheben — oder widerlegen. Solche Untersuchungen werden auch das Maß sippischer Verflechtung der Großstadt mit ihrem Landgau und damit ihre genotypische Eingeflochtenheit in diesen aufdecken. Sie sind naturgemäß überhaupt nicht von einzelnen, sondern nur mit einem ansehnlichen Kräftestab durchführbar.

4. Erst mit der Aufhellung dieser Dinge wäre der echte Gaucharakter unserer Großstädte sicher- oder in Frage gestellt. Wird auch die große Stadt, proportional einem „Größenalter“, d. h. desto ausgesprochener, je älter als große Stadt sie ist, von einem Gerüst von Altsippen getragen, das zugleich den Assimilationskern für den Zustrom in sozialpsychologischer und sozialpsychophysischer Ausformungshin-

sicht bildet, und denken wir uns „Kern und Schale“, Gerüst und Füllung, dauernd durch die geophysikalische Besonderheit der Großstadt, ihr Großstadtklima, mitgeformt, konstitutioniert, so würde bedeutendes Licht fallen auf eine Reihe von ethnopolitischen und geopolitischen Fragen, aus denen wir nur die beiden vordringlichsten und augenfälligsten herausgreifen.

a) Alle schöpferische Hochkultur hat ihren Sitz in Städten. Wer das leugnet, der muß die halbe Kulturgeschichte verleugnen. Frühkultur mag, mit wundervollen Zeugnissen, in ländlicher Stille und Einfachheit, entstehen; Hochkultur, d. h. die schöpferische Ordnung eines Volkes, Teilvolkes, Völkerkreises, nach Lebensinhalt und Lebensform unter einen leitenden geistigen Wert, entfaltet sich erst mit der Stadtwerdung. Städtegründung steht, gewöhnlich als Ruhmestitel großer Herrscher, am Eingang der Hochkultur. Ohne Stadt, Hauptstadt, Großstadt keine geistige Schöpfung von geschichtemachender Dauer. Auch der Galiläer mußte nach Jerusalem ziehen, um der Stifter des Christentums zu werden; nicht in Abdera, sondern in Athen ist die griechische Philosophie unverlierbares Geistesgut für Jahrtausende geworden; mit Leipzig und Wien ist die Schöpfung der neuzeitlichen Tonkunst unlösbar verknüpft, genau wie die Hochkultur des Mittelalters mit seiner Städtehochblüte; auch die Höchstblüte germanischer Kunst, die niederländische Malerei, ist ein Erzeugnis reicher Weltstädte gewesen. Nicht von Marbach, sondern von Mannheim her hat Schillers Dichtung ihren Weg ins deutsche Volk angetreten; in Leipzig, Frankfurt, Straßburg entfalteten sich die Voraussetzungen des Götz-, Werther-, Faust- und Egmontdichters, Rom, wohin er aus dem Nest Weimar flüchtete, verdanken wir die Vollendung des Egmont, des Tasso, der Iphigenie, und der Hedschra nach Frankfurt die Ausformung des Westöstlichen Diwan. Die deutsche Romantik, Fichte, Hegel, Schleiermacher sind von Berlin unabtrennbar, wie Klopstock und Lessing von Hamburg. Nahezu für jede Hochkultur der Erde sind Städte, Hauptstädte, Großstädte initiativ und repräsentativ geworden. Das ist Tatbestand schlechthin.

b) Es besteht eine stark positive Korrelation zwischen politischer Herrschaft und großer Stadt: jeder politische Herrschaftssitz hat die Tendenz, sich entweder eine relativ große Stadt auszusuchen oder um sich herum zu schaffen — letzteres sogar ohne, selbst gegen seine Absicht: Washington, der Haag, Bern. Kein Reichsherrschaftsmittelpunkt bleibt auf die Dauer ländliche oder kleinstädtische Idylle. Vielleicht versinnbildlichen Rom (das antike) und London selber die Größe und Kraft von Weltreichen, vielleicht hat das Fehlen einer bleibenden Hauptstadt, eines festen städtischen Herrschaftssitzes, zu Unstetigkeit und Anfälligkeit des mittelalterlichen deutschen Kaiserreiches beigetragen. Die Stadtlandschaft tritt hier in eine sehr wesentliche geopolitische Problemstellung, die nach dem vorteilhaftesten Herrschaftssitz, ein. Es gibt da noch andere bemerkenswerte Bezüge, z. B. denjenigen der Seehöhe¹⁾; die überwältigende Mehrzahl der irdischen Reichshauptstädte in Ver-

1) Siehe hierzu Hellpach, Geopsyche, 4. Aufl., Abs. 142 u. S. 298.

gangenheit und Gegenwart hat Tieflandslage, nur wenige zeigen Hügellandshöhen (Madrid mit etwas über 600, Santiago und München mit rund 500 m), hochalpin gelegene Hauptstädte finden wir nur in kurzlebigen oder dauernd zerrütteten Reichen (Quito — Inkareich; Mexiko!) — obwohl es so plausibel wäre, sich eine alpin gelegene Herrschaftszentrale als besonders geschützt und schwer angreifbar zu denken! Die Tieflandsgrößtadt ist der geborene Großherrschaftssitz: das ist die geopolitische Regel, die durch die wenigen Ausnahmen nur bestätigt wird. Ergründen wird diese Regel nur unverdrossene Erforschung aller Wesenszüge (geographischer, ethnographischer, geobiologischer, sozialphysischer und -psychischer) des Gebildes „große Stadt“.

5. Alles dies sind Feststellungen. Sie bedeuten kein hohes Lied auf die Großstadt. Hohe Lieder gehören in die Poesie und Musik, sind keine Angelegenheit der Wissenschaft. Es liegt auch kein Anlaß vor, die Großstadt einseitig zu rühmen. Wir sind weit entfernt von solcher Neigung! Überstädterung, Vergrößtädterung ist gewiß ein lebensbedrohlicher Vorgang für ein Volk, in einer Kultur: wahrscheinlich ein Absterbezeichen¹⁾. Der Großstadtgauschlag dürfte rein physiologisch überwiegend vital ungünstige Eigenschaften zeigen; die ungünstigste, letalste darunter dürfte die Schwächung der objektiven Arterhaltungskraft sein. Wir sehen das Großstädterwesen auch psychologisch nicht rosig, wenn wir seine sozialpsychische Assimilationsleistung durch die Großstadtlebensfaktoren der Menge, Enge, der Fremde und des Wechsels objektiv würdigen. Wir unterschätzen die seelischen Großstadt-übel in keiner Weise: das Wurzellose, Unstete, den Hang zum Oberflächlichen, Modischen, zu Sensation und immer rascherem Sensationswechsel, die Abstumpfung gegen Gemeinschaft und mitmenschliche Verantwortung, die Naturfremdheit, den Wahn von Tempo und Technik. Wir lassen, als von der Wissenschaft nicht beantwortbar, die Frage aus dem Spiel, ob mit all diesen Übeln jene Hochkultur-güter tragisch erkaufte werden müssen; das ist eine Frage der Sozialmetaphysik, der Ethno- und Geometaphysik; die Antwort auf sie wird weltanschaulich bestimmt.

Wir erkennen die Großstadt als ein ebenso großartiges wie bösertiges Phänomen hominider Standortsgestaltung. Aber auch gegen ihre Bösertigkeit hilft bloßes Schelten und Eifern gar nichts — wie denn gegenüber jeder wirklichen Gefahr Schelten und Eifern das Ohnmächtigste bleibt, was sich denken läßt. Und es ist ein Erkenntnisfehler, die Großstadt nur als bösertig zu sehen; ganz abgesehen davon, daß es zum düstersten völkischen Pessimismus führen müßte. Denn selbst einen gigantischen Erfolg der nicht genug zu begrüßenden und zu fördernden Rück-siedlung aufs Land und Neusiedlung auf dem Lande angenommen, den wir alle wünschen müssen; selbst die wohltätige Entlastung durch ein wiedergewonnenes Kolonialreich unterstellt: wenn es nur gelingen sollte, im 20. Jahrhundert (das uns

1) Worin wir Hans F. R. Günther („Verstädterung“, 1934; über Einzelheiten läßt sich natürlich streiten) im Grundsatz rückhaltlos zustimmen.

ja nur noch zwei knappe Menschenalter zur Verfügung hält) das eine Drittel der deutschen Großstadtbewohnerschaft auf ein Fünftel zurückzudämmen, so würde dieser Erfolg ans Wunderbare grenzen. Von etwa 75 Millionen i. J. 2000 würden dann noch immer 15 Millionen in Großstädten leben müssen — wer will die Stirn haben, diese 15 Millionen deutschen Reichsvolkes als Unvolkstum, als unwertigen Flugsand, als bloßen Volksschaden abzutun? Es wäre nicht bloß völkisch unverantwortlich, es ist auch erkenntnistmäßig unrichtig und unhaltbar. Nur Vorurteiler, denen selber die Großstadt sich in „Asphalt“ und „Nachtleben“ und „Kurfürstendamm“ als vermeintlich typischen Erscheinungen darstellt, erledigen das Volksproblem der heutigen 20 Großstadtmillionen Deutschlands in solchen Schlagworten — die um nichts besser sind als die Vorstellung des echten Asphaltsnobs vom Bauern als einem Tölpel, Dorfdeppen und Prozeßhansel. Die Großstadt und ihre Bevölkerung, ein Viertel bis ein Drittel des Gesamtvolkes, sind ein unerhört gewaltiges Phänomen und Problem deutschen Volkstums, seiner Gegenwart und seiner Zukunft. Sie wollen weder wehleidig noch abschätzig, sondern sachlich ernst genommen sein. Denn nur unbeirrter Erkenntniswille, reine und angewandte Wissenschaft von der Großstadt wird diese meistern lernen — „to make the best of it“.

FRANZ VON CAUCIG: Bevölkerungsfragen Anatoliens

Wohl kaum in einem anderen Teil der Welt — wenn man von Rußland und dem Fernen Osten absieht, wo die Verhältnisse heute noch völlig unübersehbar sind — hat sich eine derartige Bevölkerungsumgruppierung vollzogen wie in der Türkei. Man könnte die Verschiebung, die seit Ende des Weltkrieges in Kleinasien und dem Restgebiet, das der heutigen Türkei in Europa geblieben ist, vor sich ging, geradeswegs als eine Völkerwanderung bezeichnen, denn es handelt sich hier um Millionen von Menschen, die von dieser Umgruppierung betroffen wurden. Auf den ersten Blick hin fällt dies allerdings nicht auf. Nach den Angaben, die Vital Cuinet im Jahre 1894 (*La Turquie d'Asie*, Paris 1894, 4 Bände) macht, hat das Gebiet von Kleinasien eine Bevölkerung von rund 11 956 400 beherbergt. Zieht man noch die heutigen Gebiete der Türkei in Europa in Betracht und stützt sich hierbei auf die Angaben, die Meyer und Baedeker in ihren Reiseführern von 1914 machen, so kann man sagen, daß die Türkei, ihrem heutigen Gebiet entsprechend, ungefähr um die Jahrhundertwende eine Bevölkerung von rund 13 020 000 Einwohner hatte.

Diese Zahl ist natürlich nur als Grundlage anzunehmen. Sie ist absolut zuverlässig nicht mehr zu errechnen. Erstens dürften die Angaben, auf die man angewiesen ist, mehr oder minder genaue Schätzungen sein, denn eine Volkszählung, die durchaus richtige Zahlen geliefert hätte, war in der damaligen Zeit ein Ding der Unmöglichkeit. Es ist kaum anzunehmen, daß die Bevölkerung, die z. B. in den

Gegenden des ehemaligen Kurdistan oder des Taurusgebietes lebte, erfaßt werden konnte. Ein Stichtag für eine Zählung war schon aus rein verkehrstechnischen Gründen nicht möglich, denn kaum eine Straße, geschweige denn eine Eisenbahn führten in jene Gebiete. Es wäre praktisch unmöglich gewesen, die Zählbeamten an einem Tage durch ein ganzes Vilayet zu hetzen. Zweitens aber hatten auch die Valis kein besonders großes Interesse, die Bevölkerungsziffern ihres Gebietes den Tatsachen entsprechend nach Istanbul zu berichten. Einige tausend Einwohner weniger gemeldet, bedeutete Nichtabliefern müssen und damit Verringerung ihrer Steuerzahlungen, daher eine private Bereicherung des Beamten.

Man kann also ohne weiteres annehmen, daß die Bevölkerungszahl höher war. Andererseits hat gewiß die neue Grenzziehung gegenüber den neuerstandenen Staaten im Süden und Südosten, Syrien und Irak, weiter die Verschiebung der Grenze gegenüber Rußland eine nicht unwesentliche Verschiebung in der Kopffzahl der Bevölkerung nach sich gezogen.

Nach Errichtung der türkischen Republik fand am 28. Oktober 1927 eine Volkszählung statt. Diese erbrachte die Zahl von 13 648 270 Einwohnern. Auch an der völligen Richtigkeit dieser Zahl darf man aber zweifeln. Gewiß muß man zugestehen, daß die Zählung mit den damaligen Hilfsmitteln nach bestem Wissen und Gewissen durchgeführt wurde. Eine Korruption wie zuzeiten der Sultane ist vollkommen ausgeschlossen. Indessen boten aber damals noch die geographischen Verhältnisse des Landes und die damit im Zusammenhang stehenden Schwierigkeiten des Verkehrs unüberwindliche Hindernisse. Bis in das letzte Berggehöft vorzudringen war sicherlich unmöglich, und außerdem war die große Bewegung in jenem Landesteil, der von Kurden bewohnt wurde, noch lange nicht zum Stillstand gekommen. Gar oft wechselte die Bevölkerung noch über die neuen Grenzen gegen die südlichen Nachbarn der Türkei, Grenzen, die wohl in den Staatsverträgen, neuen Karten oder sonstigen Papieren erschienen, aber in das Bewußtsein der Völker, besonders der Grenzländer, noch nicht eingedrungen waren. Es gab zu jener Zeit Grenzverletzungen zu Hauf. Man darf daher auch in diesem Falle sagen, daß die Volkszählung einen mehr oder minder rohen Überblick über die Bevölkerungsverhältnisse gab, aus dem man allerdings so manchen Schluß auf die Notwendigkeiten ziehen konnte, die im Hinblick auf Verkehr, Ernährungswirtschaft, Industrieschaffung usw. nötig wurden. Tatsächlich hat auch diese Zählung von 1927 die Grundlage für das gesamte Aufbauprogramm der neuen Türkei, besonders in industrieller Hinsicht, abgegeben. Darüber wird ein anderes Mal zu berichten sein. Jedenfalls hat man auch in Kreisen der Regierung gar bald eingesehen, daß die Zählung von 1927 nicht durchaus zuverlässig war. Es hat sich besonders bei den Einziehungen zum Heeresdienst oft und oft gezeigt, daß junge Männer zu den Mustern kamen, von deren Dasein keine Aushebungsliste berichtete. Es war daher nicht übertrieben, wenn schon im Jahre 1933 anläßlich des zehnjährigen Bestehens

der türkischen Republik in der zu diesem Anlaß gedichteten und komponierten Hymne von 15 Millionen Einwohnern die Rede war.

Man sieht jedenfalls aus den beiden Ziffern; 13 020 000 um die Jahrhundertwende und 13 648 000 im Jahre 1927, daß, wenn man alle oben gemachten Vorbehalte in Rechnung stellt, die Bevölkerung, rein äußerlich gesehen, keinen sonderlichen Schwankungen unterworfen war.

Vor kurzem, am 20. Oktober 1935, wurde wiederum eine Volkszählung durchgeführt. Sie erbrachte die Zahl von 16 188 767 Einwohnern. Man ersieht daraus, daß die Schätzung, die in der obengenannten Revolutionshymne zum Ausdrucke kam, ungefähr stimmte, daß aber auch wahrscheinlich schon für 1900 und 1927 mit einer ähnlichen Zahl zu rechnen war. Die diesmalige Volkszählung war auf Grund genauester Pläne und bester Vorbereitungen durchgeführt. Sie wurde im ganzen Gebiete der Türkei am gleichen Tage abgehalten, die Bevölkerung durfte ihre Häuser nicht verlassen, bis die Beamten, die von Haus zu Haus gingen, die Aufnahmen durchgeführt hatten. Ehemals ließ der Sultan oder der Vali Zählungen vornehmen, die dann als Grundlagen für die Steuereintreibungen dienten. Es soll dabei, wie man hört, oft vorgekommen sein, daß die Bewohner ganzer Ortschaften in die Berge flohen, wohin ihnen die Aufnahmebeamten nicht folgen konnten oder wollten. Derartige Zustände haben vollkommen aufgehört. Das Volk ist durch die „Türkische Republikanische Volkspartei“, die überall, selbst im kleinsten Dorf, ihre Ortsgruppen hat, viel zu aufgeklärt, um nicht zu wissen, wie wichtig für das ganze Volk und die Maßnahmen, die die Regierung treffen muß, eine derartige Zählung ist. Die Durchführung der Zählung lag auch vielfach bei der „Volkspartei“, so daß man sagen kann, daß sie wenigstens zu 99% den tatsächlichen Verhältnissen entsprechend ausgefallen sein durfte. Fehlerquellen könnten sich heute höchstens noch beim Erfassen aller mit ihren Herden wandernden Hirten oder in einigen Grenzgebieten ergeben. Es kann sich aber, wie angedeutet, im schlimmsten Falle um wenige hundert Menschen handeln, durch welche Ungenauigkeit aber das Gesamtbild nicht mehr gestört wird. Immerhin konnte man noch nicht verlangen, daß die Leute ihre Volkszählungsformulare selbst ausfüllten. Man darf nicht übersehen, daß noch im Jahre 1927 die Volkszählung 12,1 Millionen Analphabeten ergab. Wenn aber die gleiche Zählung auch zeigte, daß von der Gesamtbevölkerung 12 458 327 Mohammedaner waren, dann wird es klar, daß man als Analphabeten auch alle jene bezeichnete, die nur die alten Schriftzeichen lesen und schreiben konnten. Sie waren daher nur den lateinischen Schriftzeichen gegenüber Analphabeten. Das hat sich bis heute wohl stark geändert. Man darf annehmen, daß, bis auf die ganz alten Leute oder solche, die ungemein entlegen wohnen, daher die Schulen nicht besuchen konnten, alle Bewohner die lateinischen Schriftzeichen einigermaßen beherrschen. Dennoch war es nötig, Beamte in die Häuser zu schicken, um vollkommen sicher zu gehen.

Auf den ersten Blick hin würde man also annehmen, daß sich seit der Jahrhundertwende nichts geändert hat.

Indessen sind die Veränderungen ganz gewaltige, insofern nämlich, als die gleichbleibende Bevölkerungsziffer nicht auch eine gleichgebliebene Bevölkerung bedeutet. Und da gilt es nun, zu Vergleichszwecken zu untersuchen, aus welchen Elementen sich die Bevölkerung vor dem Kriege zusammensetzte und welche Daten die Volkszählung von 1927 geliefert hat. Die nachstehende kleine Tabelle zeigt deutlich die Veränderungen auf:

	Jahrhundertwende	1927
Muselmanen	9 589 832	13 269 606
Kizil Bas (Muselmanische Sekte) ..	182 580	—
Orthodoxe (Griechen).....	1 257 453	109 905
Armenier	1 264 080	77 433
Juden.....	98 516	81 872
Christen (ohne Katholiken).....	114 500	24 307
Ausländer	125 600	95 500

Aus dieser Aufstellung, die nach Religionsbekenntnissen geordnet ist, geht deutlich hervor, daß nahezu 1 150 000 Griechen und 1 200 000 Armenier im Jahre 1927 weniger in der Türkei lebten, hingegen um 4,3 Millionen mehr Muselmanen aufschienen. Es ist auf den ersten Blick hin klar, daß diese Veränderungen nicht durch Kriege oder etwa durch Glaubensübertritte erfolgt sind, sondern daß es sich um Bevölkerungsverschiebungen handelt.

Im Friedensvertrag von Lausanne, den die Türkei im Jahre 1923 nach Beendigung ihres Befreiungskampfes unterzeichnete, wurde auf Antrag Griechenlands die Bestimmung zur Durchführung eines Bevölkerungsaustausches aufgenommen. Der türkische Befreiungskampf war — wenigstens in seinen letzten Abschnitten — ein Kampf gegen die bis ins Herz Kleasiens eingedrungenen Griechenheere. In der großen Entscheidungsschlacht am 30. August 1922 bei Tumlupinar nahe bei Afyon-Karahissar, blieben die Türken gegen die Griechen siegreich, der Grundstein für ein freies Land war gelegt. Es ist eigentlich ganz begreiflich, daß sich Griechenland wegen der großen Zahl von Griechen, die in der Türkei lebten, schwere Sorgen machte, denn einerseits haben diese Griechen, als der Krieg noch wütete, ganz einseitig Partei ergriffen, so besonders in den großen Städten Istanbul und Smyrna, andererseits aber war es den Türken kaum zu verdenken, daß sie gegen diese Fremdlinge, jetzt nach der nationalen Erhebung des Landes, Stellung nahmen.

Diese türkische Einstellung war aber unter bestimmten Voraussetzungen nur noch verständlicher.

Die Sultane hatten zu allen Zeiten die griechische Bevölkerung im Lande, so schon knapp nach der Einnahme des alten Byzanz, in großzügigster Weise behandelt, ja ihre Neuansiedlung mächtig gefördert. Der Türke selbst eroberte die Länder, der Griechen verwaltete sie. Im Laufe der Jahrhunderte bildete es sich heraus, daß der eigentliche Herr im Lande der Griechen war. Er trieb nicht nur den einträglichen Anbau von Tabak und Oliven, sowie die Fabrikation von Seide und sonstigen Ausfuhrsgütern, er war auch die maßgebende Person im Gesamt-handel des Landes geworden. Das war so kraß, daß man, wenn man alten Reiseberichten

trauen kann, den Eindruck hatte, daß Konstantinopel eine griechische Stadt sei. Vor wenigen Jahren noch, konnte man tatsächlich in Konstantinopel mit Griechisch alles, mit Türkisch nahezu nichts anfangen, denn türkisch wurde nur vom „niederen Volk“ gesprochen. Schon aus dieser Einstellung läßt sich erkennen, was die Türken Instanbuls bedeuteten. Sie waren Lastträger, Straßenverkäufer, fliegende Händler, im besten Falle Diener oder Handlanger, Die Geschäftsleute, die Beamten, die Facharbeiter, kurzum der ganze Mittelstand und die Oberschicht, rekrutierte sich aus Nichttürken. Im Vorkriegs-Istanbul, das nach einer wahrscheinlich richtigen Schätzung 1 115 000 Menschen beherbergte, zählte man nur 500 000 Türken gegen 200 000 Griechen und 180 000 Armenier. Ebenso viele Griechen lebten aber auch im Vilayet Smyrna, dem zweiten großen Hafen auf kleinasiatischem Boden, im Vilayet Trabzon, dem großen Hafen an der Schwarzmeerküste mit dem Haupttabaksgebiet der Türkei und in Brussa, dem Zentrum der Seidenfabrikation.

Allein aus diesen Tatsachen kann man aber auch ersehen, wo der Hauptreichtum des Landes konzentriert war. Es galt also für Griechenland, diese ungeheuren Volksmassen zu schützen, ihre Interessen zu wahren. Die Türkei ist freudig auf die griechische Anregung eingegangen. So kam es, daß nahezu 1,2 Millionen Griechen aus der Türkei auswanderten, hingegen nur 500 000 Türken, die bisher in Westthrakien lebten, in die Türkei einwanderten. Die Austauschkommission hat bis zum Jahre 1933 an der Liquidierung der ganzen Angelegenheit, die im Jahre 1924 als solche beendet war, gearbeitet. Die politischen Folgen dieses ungeheuren Bevölkerungsaustausches blieben nicht aus: Die Türkei und Griechenland konnten einige Jahre nach dem Kriege einen Freundschaftsvertrag abschließen, der 1934 durch den Besuch griechischer Minister in Ankara seine feierliche Weihe erhielt¹⁾.

Eine etwas schwieriger zu erklärende Veränderung hat sich, was die Armenier betrifft, ergeben. Hier liegen keinerlei Zahlen vor, die das Zusammenschmelzen dieses Bevölkerungsteiles erläutern würden. Indessen gibt es einige unzweifelhafte Tatsachen, die immerhin einiges Licht in die Angelegenheit bringen. Vor allem darf man nicht übersehen, daß während der Friedensverhandlungen nach dem Weltkriege die Schaffung eines selbständigen Armenien von Amerika gefordert wurde. Tatsächlich bereiteten die Armenier in der Gegend von Erzurum, Kars, Van, aber auch jenseits der Grenze im Gebiete südlich des Kaukasus, die Gründung eines armenischen Nationalstaates vor, indem sie sich gegen die nationalen türkischen Kräfte erhoben.

In jenen Gebieten lebten in Erzurum 135 000 Armenier (gegen 500 000 Muselmanen), in Siwas 170 000 Armenier (839 000), in Musch 131 000 Armenier (254 000), um nur einige Beispiele zu nennen. Man sieht daraus ganz deutlich, daß die Armenier nur eine, wenn auch ziemlich starke, Minorität bildeten. Die Erhebung dieser Minorität und das Eindringen von Armeniern von jenseits der Grenze, gerade in dem Augenblicke, da die Türkei daran ging, sich ihre nationale Freiheit zu erkämpfen, bedeutete natürlich eine ungeheure Belastung für die nationalen

1) Vergl. hierzu v. Schumacher, *Der Strukturwandel des Südostraumes*. Zeitschr. f. Geopolitik XI (1934), Heft 9, Seite 540 ff. mit Zahlenangaben für die griechische Einwanderung und die Ansiedlung der Flüchtlinge.

Truppen, da dieser Feind im Osten, also im Rücken stand. Daß sich dieser Kampf zu einem beiderseitigen Verzweiflungskampf ausweitete, ist nur selbstverständlich. Es ist daher falsch, wenn immer wieder, auch heute noch, der Kampf der Türkei gegen die Armenier zu einem Angriff gegen die Türkei benützt wird, wie das der jüdische Schriftsteller Fr. Werfel in einem seiner letzten Romane tat. („40 Tage auf dem Musadag“.) Daß in diesem Kampf auf beiden Seiten auch die Zivilbevölkerung eingriff, ist nicht weiter verwunderlich, und daß es da zu Massakern kam, ist erklärlich. Immerhin kann man also annehmen, daß infolge dieses Kampfes die armenische Bevölkerung in den Ostprovinzen stark vermindert wurde, daß auch in anderen Teilen des Landes sich die Armenier mit den Feinden der Türkei verbanden und so mit dem Sieg der nationalen Truppen den Boden Kleinasien verließen, um in das der Sowjetunion angegliederte Armenien zu ziehen. Dies würde nichts anderes bedeuten, als daß nur rund 200—250 000 Armenier noch weiterhin im Lande blieben. Die Volkszählung des Jahres 1927 ergibt aber nur ein Drittel dieser Zahl (rund 77 000), so daß der Rest der Armenier wohl im Laufe der Jahre ebenfalls ausgewandert ist. Wenn man nun bedenkt, daß tatsächlich in Frankreich, in den Vereinigten Staaten und auch anderswo größere Armenierkolonien aus der Erde geschossen sind, so ist auch für diese Frage eine Lösung als gegeben zu betrachten. Einzig offen bleibt noch, die Gründe zu erforschen, aus denen die, nach dem Frieden von Gümrü im Jahre 1920, der den Feindseligkeiten gegen die Armenier ein Ende bereitete, im Lande gebliebenen Armenier doch auswanderten. Die Antwort ist heute leicht zu erteilen: Sie waren, noch weit mehr als die Griechen, Aussauger des türkischen Volkes, die durch den Umstand, daß sie nur beschränkt zum Kriegsdienst eingezogen wurden, Gelegenheit hatten, Kriegsgewinner zu werden, und mit Hilfe ihrer internationalen Verbindungen, nicht zuletzt der Freimaurer, überall dort ihre Hände im Spiel hatten, wo es etwas zu verdienen gab. Eine ganze Reihe von Konzessionsgesellschaften, die indessen in die Hände des türkischen Staates übergegangen sind, war direkt oder indirekt von ihnen begründet. Ein großer Teil des Einfuhrhandels nach der Vorkriegs-Türkei wurde von ihnen getätigt. Man sieht es, wenn man nur einige Zahlen betrachtet, wie ungünstig sich dies auswirkte. Die Türkei war tatsächlich in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg mit 30% ihres Gesamtaußenhandels passiv. Die Gewinne daraus flossen zu einem Großteil in die Hände der Minoritäten, die diese Gewinne im Auslande anlegten. Für einen nationalen Staat, der, was nur selbstverständlich ist, die Interessen seines Volkes allem voranstellt, ist es ein unleidlicher Zustand, derartige Verhältnisse, wie sie die Vorkriegszeit aufzeigt, bestehen zu lassen. Je weiter die Nationalisierung fortschritt, desto weniger Aussicht gab es auch für die Armenier, dem Staate etwa Anleihen zu versorgen, mit Geld für die teuren Kriege auszuhelfen usw. Man hatte ein volles Recht darauf, ihnen ihr ehemaliges Vorgehen zum Vorwurf zu machen und sie auch danach zu behandeln. So verließen sie die Türkei und ver-

breiten nun in der Welt die These vom ungastlichen Land. Wer die Verhältnisse kennt, weiß, was von dieser These zu halten ist.

Aber nicht nur durch diese großen Völkerverschiebungen allein hat sich die Zusammensetzung der Bevölkerung der Türkei geändert. So wie in den beiden besprochenen Fällen (Griechen und Armenier) Millionen auswanderten, so trat andererseits auch wieder eine starke Zuwanderung ein. Nebst den 500 000 Türken, die, wie oben erwähnt, aus Westthrakien im Verfolge des Bevölkerungsaustausches zuwanderten, hat bis heute ein Zuströmen von Türken nach ihrer Heimat nicht nachgelassen. Die Türkei von heute verfolgt eine sehr gesunde Politik, wenn sie sagt, daß alle jene Türken, die in Gebieten wohnen, die einst von Türken erobert wurden, dazu herangezogen werden sollen, ihrer Nation direkt zu dienen. Erstens würden dadurch, daß diese Türken innerhalb der heutigen Grenzen der Türkei leben, alle Fragen, die sich mit Minderheiten befassen und so oft den Keim zu kriegesischen Auseinandersetzungen in sich tragen, ausgeschaltet werden. Zweitens aber könnten sie, die wie alle Türken gutmütig und ehrlich sind, ihrem Vaterlande und ihrer Nation nur Nutzen bringen. So zielt die heutige Türkei, die im Verhältnis zu ihrer Größe nur schwach besiedelt ist (762 700 qkm, Dichte der Bevölkerung rund 18 pro qkm), dahin, ihre Bevölkerung zur Nutzung der natürlichen Gegebenheiten zu vermehren. Innenminister Schükrü Kaya erklärte im November 1934 vor der Großen Nationalversammlung, daß im Jahre 1950 die Bevölkerung der Türkei rund 30 Millionen erreicht haben werde. Das ist verständlich, wenn man beachtet, daß von 1923 bis 1933 250 000, 1933/34 rund 15 000 und 1934 rund 12 000 Türken aus den umliegenden Gebieten eingewandert sind. Auch im Jahre 1935 hat die Zahl der Einwanderer 15 000 erreicht. Indessen wird in Zukunft diese Einwanderung weiter und besser organisiert werden, denn es leben nach Angaben des türkischen Innenministers 1 Million Türken in Bulgarien, 400 000 in Rumänien, 800 000 in Jugoslawien. Es besteht natürlich nicht die Absicht und auch nicht die Möglichkeit, alle diese Türken zur Einwanderung zu bringen, aber ein Großteil von ihnen wird in absehbarer Zeit jedenfalls zu seinen Brüdern kommen.

Die Differenz nun, zwischen den aus der Türkei ausgewanderten Menschen (rund 3 Millionen) und den nach der Türkei zugewanderten (rund 800 000) darf, da die Zahl der Gesamtbevölkerung dennoch gleichgeblieben ist, als auf natürliche Weise zugewachsen angesehen werden. Daß diese Zahl, also rund 2,2 Millionen für eine Zeit von 10—11 Jahren, ganz gewaltig ist, ist nicht zu bestreiten. Der türkische Innenminister wird mit der Ansicht, daß 1950 30 Millionen Menschen das Land bevölkern werden, tatsächlich nicht zu hoch gegriffen haben.

Eine weitere Abwanderung, besonders von Griechen, brachte das Jahr 1934, als das neue Arbeitsgesetz in Kraft trat, wonach für Ausländer eine ganze Reihe von Berufen gesperrt wurde. Es waren einige tausend Menschen, die aus diesem Anlaß die Türkei verließen. Allerdings hat diese Maßnahme nicht mehr so tief einschnei-

dend gewirkt, da sie nur einen kleinen Rest der verbliebenen Nicht-Türken traf. Im Vergleich zu jener großen Wanderung, die insgesamt nahezu 3,8 Millionen Menschen erfaßte, tritt alles weitere kaum mehr irgendwie hervor. Zu verwundern ist nur, daß die Juden bisher seßhaft geblieben sind. Die obige Tabelle zeigt nur geringe Veränderungen. In der letzten Zeit sind allerdings Zuwanderungen zu verzeichnen. Auch die Abwanderung nach dem Süden von rund 100 000 Christen, meist Jakobiter und Nestorianer, ist eine natürliche Folge der Staatenneubildung im Nahen Osten.

Durch alle diese Veränderungen hat sich aber eines ganz deutlich ergeben: Die heutige Türkei ist durch und durch ein Nationalstaat, in dem die noch verbliebenen Splitter anderer Völkerschaften das Bild der geschlossenen Einheitlichkeit nicht mehr zu stören und, was das allerwichtigste ist, nicht mehr zu beeinflussen vermögen.

ERNST SAMHABER:

Die Bedeutung der Stadt in der südamerikanischen Geschichte

Das Problem der Verstädterung spielt in Nord- und Südamerika eine sehr verschiedene Rolle. Der Europäer, der zum erstenmal in Buenos Aires den südamerikanischen Kontinent betritt, mag zunächst sehr stark an nordamerikanische Verhältnisse erinnert werden. Aber Buenos Aires ist nicht Südamerika, und vor allem spiegelt das heutige Buenos Aires nicht die historischen Probleme wider, mit denen die Spanier und Portugiesen Jahrhunderte hindurch in Südamerika zu ringen hatten.

In Südamerika war die Stadt unzweifelhaft die Trägerin der Kultur, und auch heute noch dürfte das in vollem Umfange der Fall sein. Nur die Stadt ist vom europäischen Geiste erfüllt gewesen, und nur durch die Stadt konnte dieser Geist den ganzen Erdteil umgestalten.

Als die Spanier vor 400 Jahren nach Südamerika kamen, gab es keine Städte im modernen Sinne. Selbst die Inkas hatten nur große Kultstätten, in die bei großen Festen die Menschenmassen der Umgebung hineinströmten, wobei sie sich selbst zu verköstigen hatten. Außerdem gab es die Residenzen und Garnisonen der Inkas, die aber — ähnlich wie die Kaiserpfalz des früheren Mittelalters — dauernd verlegt werden mußten, da der einzelne Landstrich die übermäßige Beanspruchung der Lebensmitteldecke nur kurze Zeit ertragen konnte.

Die Ursache dieses eigenartigen Zustandes war der Mangel an geeigneten Verkehrsmitteln. In Südamerika gab es vor dem Erscheinen der Spanier keinen Wagen, das Rad war unbekannt. Es gab auch keine Zugtiere, da Pferd und Rind fehlten, und das Lama als Tragtier nicht zum Ziehen verwandt werden konnte. Die Inkakultur beruhte auf dem Lama, und sie reichte so weit, wie die Lebensmöglichkeiten des Lamas reichten, wie Troll im einzelnen nachgewiesen hat. Unter diesen Um-

ständen war es unmöglich, laufend eine große Menschenmenge in einer Stadt zu versorgen. In Mexiko lagen die Verhältnisse insofern anders, als die Städte an Seen gelegen waren und durch Boote versorgt werden konnten. Wahrscheinlich liegt in diesen eigenartigen Verkehrsverhältnissen auch die Lösung des Geheimnisses vom unerklärlichen Wandern der Mayastädte.

Die Spanier brachten mit dem Wagen, dem Pferd, dem Esel und dem Rind die verkehrstechnischen Voraussetzungen für die Gründung größerer Städte. Sie mußten darüber hinaus aber auch die wirtschaftlichen Grundlagen schaffen, also den Zwang auf die bisher autarke ländliche Bevölkerung, einen entsprechenden Überschuß landwirtschaftlicher Erzeugnisse an die Stadtbevölkerung abzugeben. Das konnte einmal freiwillig geschehen durch Austausch gegen industrielle und handwerkliche Erzeugnisse der Stadt. Aber das stieß auf doppelte Schwierigkeiten, einmal fehlte es an den geeigneten Handwerkern in den neuen Städten, und sodann lehnte die indianische Bevölkerung auf dem Lande bei ihrer Bedürfnislosigkeit und ihrem eigenen hohen Können die Angebote aus der Stadt als fremd ab. So blieb nur der Zwang, den landwirtschaftlichen Überschuß durch Steuern und Abgaben zu erzielen.

Wenn man so nachträglich in die geschichtlich gewachsene Entwicklung den logischen Gedankengang der zwingenden Notwendigkeit hineinzubringen versucht, ist wohl auch die Frage gestattet, warum die Spanier unter diesen Verhältnissen die Stadt zur Grundlage ihrer Kolonialpolitik gemacht haben. Konnten sie nicht die große landwirtschaftliche Kolonisation durchführen, die angeblich das englische Nordamerika so groß gemacht hat?

Wer so fragt, verkennt das geschichtliche Bild des 16. Jahrhunderts. Damals gab es weder den großen Menschenüberschuß, der für eine planmäßige Kolonisation in Frage gekommen wäre, noch die Nachfrage nach landwirtschaftlichen Erzeugnissen, noch die Möglichkeit, die Siedler friedlich in fremdem Lande beim Ackerbau festzuhalten. Denken wir doch nur an die Verhältnisse zur gleichen Zeit in Deutschland! Der Grundherr fürchtete damals, daß sein leibeigener Bauer ihm davonlaufen könnte. Auf das Verlassen der Scholle standen hohe Strafen, und doch konnten sie nicht verhindern, daß Tausende der verlockenden Werbetrommel der Landsknechte folgten. Erst die große Bevölkerungszunahme der nächsten Jahrhunderte und der Übergang vom Ackerbau zur Viehwirtschaft, vor allem zur Schafzucht, setzte die Bauern frei, die nun eine neue Heimat suchten.

Aber selbst die Spanier, die in die Neue Welt kamen, waren nicht auf dem flachen Lande festzuhalten. Sie stießen in eine völlig autarke Bevölkerung hinein, und sie hätten entweder alles selbst erzeugen müssen, oder sie mußten in irgendeiner Form in den Besitz von Gütern gelangen, die sie gegen europäische Waren eintauschen konnten, also praktisch von tropischen Erzeugnissen oder von Edelmetall. Die tropischen Plantagen von Zucker und Tabak ließen aber die Arbeit von Weißen in größerem Umfange nicht zu, eine wirkliche Besiedlung kam in den hierfür geeigneten Gebieten nicht in Betracht. So war die spanische Landwirtschaft in Südamerika auf Belieferung von drei großen Abnehmerkreisen eingestellt: der

Silberminen, der Armee an der Indianergrenze und der Städte, also der staatlichen Verwaltung. Das bedeutete praktisch, daß diese Landwirtschaft für die Stadt da war, nur von ihr lebte und überhaupt nicht entstehen konnte, ohne daß vorher die Stadt gegründet war.

Das gilt nicht für die indianische Landwirtschaft, die selbstgenügsam in den alten Formen weiterbestand, und die es nun als schier unerträgliche Belastung empfand, wenn sie bedeutende Überschüsse abgeben sollte, die weit über das hinausgingen, was etwa früher der Inka verlangt hatte. Derartige Abgaben waren daher nur möglich, wenn die Spanier den Indianern die verbesserten Methoden brachten und vor allem die neuen Pflanzen und Haustiere aus Europa in die indianische Landwirtschaft einführten. Diesen Zweck sollte die Aufteilung des Landes in *recomiendas* an die spanischen Großgrundbesitzer erfüllen.

Die technische Durchführung war nicht einfach. Der Anbau von Weizen, auf den die Spanier so großen Wert legten, war fast überall ein Mißerfolg. Die Halme kamen in den Tropengebieten, selbst in der Höhe, nicht recht voran, die Pflanzen degenerierten, und nach unendlichen Versuchen wurde der Anbau fast überall wieder aufgegeben. Nur im Süden, in Chile, entwickelte sich ein bedeutender Weizenanbau und versorgte auch die tropischen Gebiete mit Mehl, soweit das die schlechten Verkehrsverhältnisse zuließen. Das Hauptnahrungsmittel blieben Mais, Bohnen und Kartoffeln. Auch die Viehzucht wollte nicht recht vorwärtskommen. Die großen Flächen, die in erster Linie dafür in Frage kamen, in den Llanos von Venezuela und der Pampa von Argentinien, lagen von den eigentlichen Verbrauchszentren so weit entfernt, daß das Vieh keinen Marktwert hatte. Meist war das Leder das einzig Wertvolle. Soweit die Versorgung der Minen durch Fleischlieferungen nötig war, ließen die weiten Anmarschwege, auf den historisch so interessanten „Viehstraßen“, den Nutzen für die Viehzuchtgebiete selbst sehr zusammenschmelzen.

So entwickelt sich im 16. Jahrhundert das typische Bild des spanischen Südamerika. Der Großgrundbesitz wirft gerade soviel Überschuß ab, um nach Bezahlung der Abgaben dem Großgrundbesitzer im Winter, wenn die Arbeit auf den Feldern ruht, ein bequemes Leben in den Städten zu ermöglichen. Dieses Leben war nicht billig, denn hier mußte durch die indirekten Steuern, vor allem durch die Zölle auf die eingeführten europäischen Waren, die Staatsverwaltung finanziert werden. Nur so konnte der Großgrundbesitzer veranlaßt werden, seinen landwirtschaftlichen Überschuß zur Verpflegung der Stadt abzugeben, in der ihm dafür die — allerdings reichlich überteuerten — Waren aus Europa im Tausch angeboten wurden.

Nur aus diesem reichlich verwickelten Zusammenhang heraus erklären sich die Vorgänge im südamerikanischen Unabhängigkeitskrieg und die Klagen über die außerordentliche steuerliche Belastung der Südamerikaner durch die Spanier. Übrigens beruhte auch die Finanzwirtschaft im damaligen Europa auf denselben Gedankengängen.

Der kreolische Großgrundbesitzer zahlte gerne die hohen Lasten, die mit einem Aufenthalt in den Städten verbunden war, denn erst dort atmete er wieder europäische Luft, sprach er mit Menschen, nicht nur seines Standes, sondern auch seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Nation und seiner Bildung. Wenn es schon den Landedelman in Europa des Winters in die Stadt wegen deren geselligen Lebens zieht, wieviel mehr im Indianerlande, wo der Grundbesitzer außer seiner Familie, gelegentlichen Besuchen und den entfernten Nachbarn kaum einen Weißen zu sehen bekam? In der kolonialen Stadt brodelte aber im Winter das Leben. Dort sitzen die weltlichen und geistlichen Würdenträger, dort laufen die Nachrichten aus dem fernen Europa zusammen, die Kunde von dem nebelhaft verschwommenen Weltgeschehen, dort wird die kleine und die große Politik gemacht, des Staates, des Standes, wie der Familie, dort gibt es aber auch ein reiches geistiges und geselliges Leben, das etwa einem Alexander von Humboldt die größte Hochachtung abnötigte.

So wird die koloniale Stadt die geistige und wirtschaftliche Grundlage der spanischen Kolonialherrschaft. Aber damit ist ihre Bedeutung nicht erschöpft. Sie ist gleichzeitig die große Schule, durch die die indianische Bevölkerung hindurch muß, um in die neue geistige Welt der europäischen Herren des Landes aufgenommen zu werden. Wir dürfen nicht vergessen, wie gewaltig die Kluft war, die zwischen den Spaniern und den Indianern klaffte. Auf der einen Seite die Menschen des Barock, auf der anderen Seite Menschen, die bis dahin keine Schrift gekannt, denen die europäischen Bedürfnisse fremd waren, der ganze Zuschnitt des Lebens unverständlich war.

Auf dem flachen Lande verharrte der Indianer in seiner alten Welt. Mit müder Resignation nahm er den Druck hin, der wirtschaftlich und vor allem seelisch auf ihm lastete, als ihm sein Boden genommen und er, wenn auch nicht in die Sklaverei, so doch in ein drückendes Dienstverhältnis zum spanischen Grundbesitzer gezwungen wurde. Für ihn gab es wirtschaftlich keinen Ausweg, und der geistige Trost, den ihm die katholische Kirche spendete, war für die indianischen Vorstellungen mit der Anerkennung der neuen Herrschaft verbunden. Es gab für ihn nur zwei Möglichkeiten, sich diesem Druck zu entziehen, die Flucht in die Steppe, wo die Viehzucht frei und ungebunden war, oder der Zuzug in die Stadt.

Hier in der Stadt war das Leben völlig neu. Das, was in den Indianerdörfern nur durch die Person des spanischen Herrn verkörpert war, trat in der Stadt in unendlichen Formen ihm entgegen. Zum erstenmal sah der Indianer die wirkliche spanische Macht in den Truppen, den Kirchen und Klöstern, den europäischen Waren, den europäischen Häusern und dem europäischen Leben. Dem Europäer selbst, der in der Kolonialzeit nach Südamerika kam, mag dieses Leben und Treiben wenig europäisch vorgekommen sein in seiner Einfachheit auf der einen, dem übertriebenen Luxus auf der anderen Seite. Das spielt für den Einfluß auf den Indianer keine Rolle.

In den Städten erst konnte die große Erziehungsaufgabe der Kirche den Indianer ganz erfassen, da auf dem Lande die großen Güter sich gegen den kirchlichen Einfluß auf ihre Schutzbefohlenen dauernd auflehnten, da höhere Bildung die Indianer nur der Arbeit entfremdete. Allerdings gelang es nur in geringem Maße, die Indianer im europäischen Handwerk zu erziehen, obwohl gerade der Jesuitenorden in den Städten sehr ausgedehnte Handwerksbetriebe und Lehrgänge unterhielt. So wächst in den Städten ein neuer Mensch heran, der nicht mehr Indianer im Gegensatz zum Kreolen ist, sondern der sich als Südamerikaner fühlt. Nur in den Städten hat dann im 19. Jahrhundert die Freiheitsbewegung, die auf diesem neuen Zusammengehörigkeitsgefühl besteht, festen Boden gefaßt. Die Indianer der ländlichen Gebiete, vor allem von den Hochtälern Perus, also im alten Inkalande, haben bis zuletzt mit unendlicher Treue an Spanien festgehalten, bis Spanien selbst sie preisgab und im Mutterlande durch eine Revolution alles verspielte, was die Indianer gehalten hatten.

Grundverschieden von der spanischen Stadt ist die portugiesische in Südamerika. Die Portugiesen kamen nach Südamerika, weder um zu kolonisieren, noch um die Einwohner zu bekehren, sondern ausschließlich, um den Seeweg nach Afrika zu decken. Das Schwergewicht der portugiesischen Macht lag in Afrika und im Seeweg nach Indien begründet. Auch war Portugal zu klein, um irgendwelche größere Bevölkerungsgruppen zur Kolonisation einsetzen zu können. Wo die Orden ins Innere vorstießen, wie auf das Hochland von San Paulo, da wurden sie von der Heimat nicht nur fallengelassen, sondern häufig sogar gehindert und bekämpft.

Die portugiesische Herrschaft in Brasilien erstreckte sich so Jahrhunderte hindurch nur auf einen schmalen Küstenstreifen. Dabei kam die geographische Lage dieses Streifens zwischen dem unendlichen Weltmeere und dem aufragenden Abfall des brasilianischen Hochlandes nach Osten dieser Politik sehr zustatten. Im Tieflande an der Küste entwickelte sich aber dank dem portugiesischen Negersklavenmonopol (auf Grund der afrikanischen Besitzungen) eine blühende Plantagenkultur, vor allem von Zuckerrohr und Tabak. Diese Plantagenkultur mußte zusammenbrechen, als das Sklavenmonopol im 18. Jahrhundert auf die Engländer überging, die nun ihre Kolonien, vor allem Jamaika, entwickelten.

Inzwischen hatte sich im Inneren ein eigenes Staatswesen gebildet, das der Mameluken auf der Hochfläche von San Paulo, das auf der Viehzucht beruhte und seine großen Gewinne in der Sklavenjagd im Inneren und im Sklavenhandel nach den Plantagen der Küstenzone fand. Diese Mameluken waren nur dem Namen nach portugiesische Untertanen, in Wirklichkeit waren sie frei, führten Krieg mit den Jesuitenmissionen des oberen Parana und in Paraguay, kamen auch wohl den Portugiesen gegen die Holländer und die aufrührerischen Negersklaven zu Hilfe. Aber irgendwelchen Gesetzen waren sie nicht unterworfen.

So gibt es an Städten in Brasilien eigentlich nur die Hafenstädte, die dem Um-

schlag des Handels mit Europa und Afrika dienten, die gleichzeitig die großen Handelsplätze für Sklaven, landwirtschaftliche Erzeugnisse der Tropen und für die europäischen Einfuhrwaren bildeten. Das gesellige Leben der spanischen Kolonialzeit im Winter konnte sich dort nicht entwickeln, weil die Tropen den Wechsel der Jahreszeiten nicht kennen und die Arbeit in den Plantagen gleichmäßig weitergeht. Die Hafenstädte kennen nur das dauernde Hin und Her, nicht das geruhsame Treiben der Landstadt. Deswegen wird auch die große Politik nicht dort gemacht, sondern an den „Höfen“ der großen Plantagenbesitzer, die mit ihren zahllosen Sklaven und ihren bewaffneten Knechten beachtliche militärische Faktoren darstellen. Auch der Einfluß der Kirche verschwindet im Vergleich zu ihrer Stellung im spanischen Amerika, und schließlich kennt diese Stadt auch keine kulturelle Aufgabe.

Während die spanische Kolonialstadt in der Regel nicht am Meer liegt, sondern im Inneren, häufig in beträchtlicher Höhe, inmitten des Verwaltungsbezirkes, sichtbar der tragende Pfeiler der spanischen Macht — Lima ist eine Ausnahme, haben sich die brasilianischen Städte im Inneren nur sehr spät entwickelt und außer San Paulo, das ja sehr nahe der Küste liegt, erst in neuerer Zeit gewisse Bedeutung erlangt. Selbst als am Ende des 18. Jahrhunderts das Goldfieber in Minas Geraes die große Einwanderung ins Innere herbeiführte, waren die dort aufblühenden Städte nur die Vorposten der Hafenstädte längs der Goldstraßen, nicht ein organisch gewachsenes Gebilde der Landschaft selbst.

Auch im spanischen Südamerika hat es Versuche gegeben, die koloniale Aufgabe der Stadt, wie aufgezeigt, auf das flache Land zu verlegen, sie also dem Staate und seiner Verwaltung aus den Händen zu nehmen. Das war der Sinn der Indianermissionen der großen Orden überall längs der Grenzen. Das bekannteste Beispiel sind die Jesuitenmissionen in Paraguay. Es ist nun interessant zu beobachten, daß die Indianer, die nicht durch die kulturelle Mühle der Städte gegangen sind, sondern die in den Missionen die europäische Zivilisation in sich aufgenommen haben, bei der ersten Gelegenheit, als die Jesuiten ausgewiesen wurden, diese Zivilisation als etwas Fremdes mit den europäischen Kleidern abstreiften und in den Urwald und den Urzustand zurückkehrten.

Stimme der Geopolitik zum 29. März 1936

Schaff' Dir ein Weltbild, halt' es in Ordnung und trau' dem Führer, der Dich vor die eigene breitere Anschauung stellt!

Nütze die Stunde und den Tag, aber geh' nicht darin auf, sondern schau auf den, der in Jahrhunderten denkt und auf Jahrtausende Wege baut!

Werde nicht eng- und klein-räumig, sondern denk' in großen und weiten Räumen, in Kontinenten und Ozeanen, und steure durch sie Deinem Führer nach!

Raumtatsachen Deines Volksbodens, seine Freiheit und sein Wehr-Recht sind wichtiger, als über- und zwischen-völkische Träume. Glaube dem, der diese Raumtatsachen — Deines Volkes würdig — wiederhergestellt hat!

Es gibt im Lebensraum keinen Frieden ohne Ehr' und Wehr! Darum stellt Dein Führer Ehre und Gleichberechtigung voran, um den Preis von Gefahr.

Wer in den harten Tag der Weltpolitik hineinräumt, zahlt im Raum. Wer Dich aus solchen Träumen weckt, verdient damit sein Führer-Recht!

Wer als träger Nutznießer weite Erdräume unentwickelt läßt, treibt Raumwucher auf Kosten der eng Zusammengepferchten. Wer das Weltgewissen dafür weckt, stellt als Führer der Menschheit Naturrecht wieder her!

Wer das kommende Recht der Zukunft will, kann nicht für das tote Recht der Vergangenheit, den status quo fechten: er muß für das Leben führen, nicht an das Recht des Todes auf Paragraphen denken.

Wer für seine Rasse und sein Volk raumpolitisch und volkspolitisch aus einem Gefängnis herausbricht, hat von beiden das Recht auf Treue!

Wer hinter dem Führer im Volkskampf um Lebensraum steht, braucht nicht nur Schwung, sondern auch Durchhalten und Überwinden!

Karl Haushofer

ALBRECHT HAUSHOFER:**Berichterstattung aus der atlantischen Welt**

„Mit echter Betrübniß mag Sir Austen Chamberlain, der letzte überlebende Vater von Locarno, die Reste seines Werks beschauen. Das russisch-französische Abkommen im Verein mit den tschechischen Militärverträgen hat den Vertrag von Locarno als eine politische Wirklichkeit beseitigt, mag sein juristischer Geist auch noch einmal im Haag als Gespenst beschworen werden.“ So schrieben wir Ende Februar für den Bericht in Heft 3. Inzwischen liegt ein Monat höchster politischer Spannung im westeuropäischen Bereich hinter uns. In diesem Zeitraum hat sich der Übergang aus einem unanwendbar gewordenen Vertragssystem in einen Zustand größter politischer Labilität vollzogen, der für Europa so lange dauern wird, als nicht ein neues Ordnungssystem zu allgemeiner Geltung gelangt. Daß dieses Ordnungssystem nur auf dem freien Willen gleichberechtigter Völker beruhen kann, ist in den deutschen Kundgebungen vom 7. und 31. März so deutlich ausgesprochen, daß keine europäische Macht daran vorbeikommen kann.

Der am 7. März erfolgte plötzliche Einsatz der deutschen Außenpolitik im europäischen Kraftfeld hat die Blicke fast aller Beobachter mit erstaunlicher Einseitigkeit auf die Rheinlandfrage gelenkt. So sehr wir die zentrale Bedeutung der „Locarnofrage“ für eine europäische Neuordnung sehen, so sehr sind wir gerade in unserer Berichterstattung verpflichtet, darauf hinzuweisen, daß sich auch außerhalb des Scheinwerferlichtes bedeutsame Vorgänge vollziehen; daß Entwicklungen, die Monate hindurch das Interesse der politischen Kräfte in Anspruch nahmen, nicht dadurch zum Erlöschen kommen, daß in anderen geographischen Räumen Vorgänge von vielleicht noch größerer Dynamik in Erscheinung treten. Dazu besteht gerade in außenpolitischen Entwicklungen ein eigenes Widerspiel zwischen dem Schweigen einer Vorbereitungszeit und dem dramatischen Akt einer weithin sichtbaren Handlung. Die scheinbare Stille der deutschen Außenpolitik in dem „abessinischen Halbjahr“ Europas hat ihren Anteil daran, daß der deutsche Schritt vom 7. März eine Wirkung von besonderer Wucht entwickelt hat. Die Konzentration des Augenblicks auf die Verhandlungen der Locarnomächte und auf den deutschen Friedensplan bewirkt, daß an anderen Stellen der Welt Entwicklungen in großer Stille vor sich gehen, die noch im Januar oder Februar einer lauten Aufmerksamkeit sicher gewesen wären. Einiges davon verdient auch an dieser Stelle festgehalten zu werden, bevor wir uns den westeuropäischen Verhandlungen zuwenden.

Die Unmöglichkeit, eine gemeinsame Linie der englischen und der französischen Außenpolitik zu finden, hat nicht nur ein scharfes Vorgehen einer schwachen französischen Regierung gegen das Deutsche Reich verhindert; sie hat auf der anderen Seite den Italienern die Chance gegeben, in Abessinien sehr viel mehr zu erreichen, als noch Ende Februar von Mussolini gehofft werden konnte. Die Rückwirkungen

an der abessinischen Front sind klar und deutlich. Statt das Gewonnene methodisch und langsam zu konsolidieren, scheint der vorsichtige Marschall Badoglio zu der Taktik schneller und verhältnismäßig weitreichender Schläge übergegangen zu sein. Dabei scheut man sich nicht, im Norden das Wolkait-Gebiet einzubeziehen, das im Westen an den Sudan grenzt, und man scheut sich nicht, im Bereich von Gondar in unmittelbare Nähe des Tana-Sees vorzustößen. Je mehr Gebiet bis zum Beginn der Regenzeit besetzt ist, desto mehr hofft man bei endgültiger Regelung des gesamten Komplexes zu behalten. An eine wirksame Verschärfung der Sanktionen glaubt man in Italien nicht mehr. Vermutlich mit Recht. Denn es ist kaum zu erwarten, daß die französische Politik in der Abessinienfrage der englischen williger folgen wird als die englische der französischen im Rheinland. So hat die Stellung Italiens eine beträchtliche Stärkung erfahren. Mussolini hat an Bewegungsfreiheit gewonnen. Das äußert sich darin, daß er mit neuer Energie die Bestätigung der römischen Protokolle und sogar ihre Erweiterung durchgesetzt hat. Damit ist Österreich nach den seltsamen Zwischenbewegungen der Prager, Pariser und Londoner Reisen wieder fest an Rom gekettet — an Rom in beiderlei Gestalt; zugleich scheint auch Ungarn einiges von seiner zäh verteidigten Bewegungsfreiheit eingebüßt zu haben. Daß sich die Aktivität Italiens in gleicher Weise gegen die Kleine Entente wie gegen die von Italien gefürchtete Einschaltung Deutschlands in das südost-europäische Kräftespiel richtet, bedarf keiner Erklärung. Damit sollte sich aber den Machthabern in Prag wieder einmal die Frage stellen, ob ihre bisherige Außenpolitik auf die Dauer durchführbar ist; ob es nicht angesichts der veränderten Machtverhältnisse in Mitteleuropa langsam Zeit wird, eine Generalverständigung zwischen Prag und Berlin zu suchen. Daß diese Generalverständigung einen wirklichen deutsch-tschechischen Ausgleich innerhalb der Sudetenländer zur Voraussetzung hat, sollte dem Hradschin nicht unbekannt sein.

So wirkt jede Verschiebung in den Beziehungen der Großmächte auf die Kleinstaatenwelt der europäischen Schütterzone zurück; wir werden im Laufe der nächsten Monate zwischen dem Balkan und dem Baltikum noch manchen Stellungswechsel zu verzeichnen haben.

Nicht minder aber im Mittelmeer! Als vor einigen Monaten die Studenten von Kairo mehr den ägyptischen Behörden als den Engländern das Leben schwer machten, waren alle Zeitungen voll von der Bedeutung dieser Vorgänge. Jetzt, wo zwischen einer verantwortlichen ägyptischen Delegation und den besten Köpfen des britischen Imperiums um die endgültige Gestaltung des britisch-ägyptischen Verhältnisses gerungen wird, wo ein erbitterter jüdisch-arabischer Streit um die Verfassung von Palästina ausgefochten wird (mit Folgewirkungen von Indien bis Marokko), wo der arabische Nationalismus in Syrien einen französischen Gouverneur zur Strecke gebracht hat und in Transjordanien mit höchst gefährlichen Bewegungen droht — jetzt ist weder in britischen noch in festländischen Zeitungen darüber zu lesen.

Ägypten hat nach langen Mühen eine Delegation für die Verhandlungen mit England aufgestellt, die von der Gesamtheit Ägyptens als repräsentativ betrachtet werden kann. Die Erfahrungen Abessiniens haben die ägyptische Haltung gegenüber England stark beeinflusst. Man ist heute bereit, in der Gegenwart englischer Truppen nicht nur eine Bedrückung, sondern möglichen Schutz zu sehen. Der ägyptische Widerstand gegen die Verstärkung britischer Einheiten sowohl im Suezkanalgebiet und der Halbinsel Sinai auf der einen Seite, an der Wüstengrenze gegen Libyen auf der anderen hat sich vermindert. Die Einwände sowohl gegen die britische Flotte in Alexandrien wie gegen britische Flugstützpunkte sogar im Delta sind spärlich geworden. Aber ein berechtigtes Selbstbewußtsein verlangt, daß die sichtbare britische Besetzung der beiden Hauptstädte Kairo und Alexandrien aufhöre. Mit der Herrschaft Englands im Sudan hat man sich abgefunden, aber das Prestige Ägyptens hofft darauf, daß England sich zu einer symbolischen Geste entschließen werde, die einen gewissen Anteil Ägyptens an der „Einbringung“ des Sudan anerkennen lasse. Die ägyptischen Forderungen sind also mäßig. An dem Maß ihrer Bewilligung oder Nichtbewilligung wird man, wie an einem Druckmesser, das tatsächliche Gewicht der britischen Nöte im Nahen Osten ablesen können.

Kaum weniger interessant als die ägyptischen Verhandlungen sind die Auseinandersetzungen über die Verfassung von Palästina. Der Gouverneur von Palästina hält den Zeitpunkt für gekommen, eine stärkere Beteiligung der Bevölkerung an der Verwaltung in Gestalt eines halbparlamentarischen Systems einzuführen. Eine solche repräsentative Körperschaft würde selbstverständlich kaum anders zusammengesetzt werden können, als daß die Araber darin stärker vertreten wären als die Juden. Die Araber sind nun einmal die ansässige und zahlenstärkere Bevölkerung, die Juden ein Element junger Einwanderer. Angesichts der von der englischen Regierung geplanten „Gefährdung der jüdischen Nation“ erhebt sich nun ein gut organisierter Sturm nicht nur der Zionisten, sondern alles dessen, was das Judentum in der britischen Öffentlichkeit mobilisieren kann. Dies aber geschieht, obwohl man weiß, daß damit ein britisches Reichsinteresse verletzt wird. Es ist bekannt, daß der Vizekönig von Indien mit Rücksicht auf die indischen Mohammedaner eine Berücksichtigung der arabischen Wünsche dringend befürwortet. Hier wird ein Konflikt jüdischer Interessen mit dem britischen Reichsinteresse sichtbar; wer immer in angelsächsischen Ländern an der Internationalität des Judentums und an der begrenzten Treue der Juden gegenüber ihren Gastvölkern zweifelt, hat hier einen hübschen Beitrag im eigenen Haus. Kein Wunder, daß die westliche Presse darüber so schweigsam ist. In Deutschland haben wir keinerlei Anlaß, an diesem Schweigen teilzunehmen!

Die Rückwirkungen dieser Auseinandersetzungen in Palästina sind in der ganzen arabischen Welt zu beobachten. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang eine Denkschrift des Emirs von Transjordanien an das englische Auswärtige Amt, der

versteckt, aber vernehmbar mit einer völligen Umstellung der arabischen Politik droht, wenn im vorderen Orient dauernd gegen die Wünsche der arabischen Führungsschicht gehandelt werde. Die Methoden der französischen Herrschaft in Syrien werden in diesem Zusammenhang allmählich zu einer schweren Belastung nicht nur der französischen, sondern auch der britischen Reichspolitik. Transjordanien ist sowohl als Durchgangsgebiet der großen Ölleitung wie als Barre gegen Saudi Arabien (Frage von Maan und Akaba) unentbehrlich. England kann es sich nicht leisten, Transjordanien in die Arme Ibn Sauds zu treiben. Auch von diesen Vorgängen ist seltsam wenig in den so wohl unterrichteten „Times“ zu lesen. Auch hier haben wir kein Interesse an gleicher Schweigsamkeit.

Gleiches gilt auch von einem weiteren seltsamen Vorgang: der Erklärung der südafrikanischen Regierung, daß die Verhängung von Sanktionen in keiner Weise das Weiterzahlen von Subventionen an die italienische Südafrika-Schiffahrt verbiete. Wenn man weiß, welchen Anteil gerade Südafrika daran genommen hat, die britische Reichsregierung auf die Linie der Sanktionen festzulegen, erscheint dieser Vorgang in eigenem Licht.

Wir übergehen eine Reihe von kleineren Ereignissen des afrikanischen und des amerikanischen Bereichs, um nunmehr den europäischen Hauptfragen uns zuzuwenden. Nur im Vorbeiweg sei daran gedacht, daß der unruhige Kreter Venizelos seine letzte Ruhe gefunden und damit dem König von Griechenland eine schwere Aufgabe durch rechtzeitigen Tod erleichtert hat; daß in Spanien die Sturmzeichen einer kommunistischen Revolte auch gegen die Regierung Azaña sich in unheimlicher Weise vermehren. In Spanien liegt im Augenblick mehr innenpolitischer Zündstoff gehäuft als in irgendeinem anderen Land Europas. Das Ziel Sowjetrußlands, Unruhe zu stiften, scheint hier leichter erreichbar als in anderen Teilen der Welt. Es könnte sein, daß Westeuropa sehr bald vor der eigenen Tür zu kehren bekäme. Auch der französischen Wahlen sei in diesem Zusammenhang gedacht.

Daß es im Lauf der letzten Wochen an russischem Störungsfeuer auch in der großen Außenpolitik nicht gemangelt hat, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Dieses Feuer traf eine französische Regierung, deren außenpolitische Nerven nicht gerade stark sind. Herrn Sarrauts Rede vom 8. März und Herrn Flandins Auftreten in London zeugen von größerer Erregbarkeit, als dem französischen Volk in seinen leitenden Staatsmännern zu wünschen ist. Dagegen hat die britische Öffentlichkeit schnell genug erkannt, daß mit der Besetzung der Rheinlande durch deutsche Truppen keinerlei Gefährdung der französischen Sicherheit verbunden ist. Die englische öffentliche Meinung hat darüber hinaus sogar schneller als das britische Kabinett die Bedeutung des deutschen Gesamtprogramms erfaßt, das in der Rede Hitlers vom 7. März in großen Zügen umrissen, in der Note vom 31. März näher ausgeführt ist. Angesichts der Bedeutung, welche dieses Friedensprogramm beanspruchen darf, halten wir uns einmal für berechtigt, auch ein allgemein be-

kanntes Dokument an dieser Stelle noch einmal zum Abdruck zu bringen und in jeder Einzelheit den Gedanken unserer Leser zu empfehlen. Der Kern des deutschen Europaprogramms — erweitert um eingehende praktische Abrüstungsvorschläge — lautet wie folgt:

1. Um den kommenden Abmachungen für die Sicherung des europäischen Friedens den Charakter heiliger Verträge zu verleihen, nehmen an ihnen die in Frage kommenden Nationen nur als vollkommen gleichberechtigte und gleichgeachtete Glieder teil. Der einzige Zwang für die Unterzeichnung dieser Verträge kann nur in der sichtbaren, von allen erkannten Zweckmäßigkeit dieser Abmachungen für den europäischen Frieden und damit für das soziale Glück und das wirtschaftliche Wohlergehen der Völker liegen.

2. Um die Zeit der Unsicherheit im Interesse des wirtschaftlichen Lebens der europäischen Völker möglichst abzukürzen, schlägt die deutsche Regierung vor, den ersten Abschnitt bis zur Unterzeichnung der Nichtangriffspakte und damit der garantierten europäischen Friedenssicherung auf vier Monate zu begrenzen.

3. Die deutsche Regierung versichert unter der Voraussetzung eines sinngemäßen gleichen Verhaltens der belgischen und französischen Regierung, für diesen Zeitraum keinerlei Verstärkung der im Rheinland befindlichen Truppen vorzunehmen.

4. Die deutsche Regierung versichert, daß sie die im Rheinland befindlichen Truppen während dieses Zeitraums nicht näher an die belgische und französische Grenze heranzuführen wird.

5. Die deutsche Regierung schlägt zur Garantierung dieser beiderseitigen Versicherungen die Bildung einer Kommission vor, die sich aus Vertretern der beiden Garantiemächte England und Italien und einer desinteressierten neutralen dritten Macht zusammensetzt.

6. Deutschland, Belgien und Frankreich sind berechtigt, je einen Vertreter in diese Kommission zu entsenden. Deutschland, Belgien und Frankreich besitzen das Recht, dann, wenn sie glauben, aus bestimmten Vorgängen auf eine Veränderung der militärischen Verhältnisse innerhalb dieses Zeitraumes von vier Monaten hinweisen zu können, ihre Wahrnehmungen der Garantiekommission mitzuteilen.

7. Deutschland, Belgien und Frankreich erklären sich bereit, in einem solchen Falle zu gestatten, daß diese Kommission durch die englischen und italienischen Militärattachés notwendige Feststellungen treffen läßt und hierüber den beteiligten Mächten berichtet.

8. Deutschland, Belgien und Frankreich versichern, daß sie die sich daraus ergebenden Beanstandungen in vollem Umfange berücksichtigen werden.

9. Im übrigen ist die deutsche Regierung bereit, auf der Basis voller Gegenseitigkeit mit seinen beiden westlichen Nachbarn jeder militärischen Beschränkung an der deutschen Westgrenze zuzustimmen.

10. Deutschland, Belgien und Frankreich und die beiden Garantiemächte kommen

überein, daß sie sofort oder spätestens nach Abschluß der französischen Wahlen unter Führung der britischen Regierung in Beratungen eintreten über den Abschluß eines 25jährigen Nichtangriffs- bzw. Sicherheitspaktes zwischen Frankreich und Belgien einerseits und Deutschland andererseits.

11. Deutschland ist einverstanden, daß in diesem Sicherheitsabkommen England und Italien wieder als Garantiemächte unterzeichnen.

12. Sollten sich aus diesen Sicherheitsabmachungen besondere militärische Beistandsverpflichtungen ergeben, so erklärt sich Deutschland bereit, auch seinerseits solche Verpflichtungen auf sich zu nehmen.

13. Die deutsche Regierung wiederholt hiermit den Vorschlag für den Abschluß eines Luftpaktes als Ergänzung und Verstärkung dieser Sicherheitsabmachungen.

14. Die deutsche Regierung wiederholt, daß sie bereit ist, falls die Niederlande es wünschen, auch diesen Staat in dieses westeuropäische Sicherheitsabkommen einzubeziehen.

15. Um dem Werk dieser aus freiem Willen erfolgenden Friedenssicherung zwischen Deutschland einerseits und Frankreich andererseits den Charakter eines versöhnenden Abschlusses einer jahrhundertelangen Entzweiung zu geben, verpflichten sich Deutschland und Frankreich, darauf hinzuwirken, daß in der Erziehung der Jugend der beiden Nationen sowohl als in öffentlichen Publikationen alles vermieden wird, was als Herabsetzung, Verächtlichmachung oder unpassende Einmischung in die inneren Angelegenheiten der anderen Seite geeignet sein könnte, die Einstellung der beiden Völker gegeneinander zu vergiften. Sie kommen überein, eine gemeinsame Kommission am Sitze des Völkerbundes in Genf zu bilden, die beauftragt sein soll, einlaufende Beschwerden den beiden Regierungen zur Kenntnisnahme und Überprüfung vorzulegen.

16. Deutschland und Frankreich verpflichten sich, im Verfolg der Absicht dieser Abmachung den Charakter eines heiligen Vertrages zu geben, die Ratifizierung durch eine Abstimmung von den beiden Völkern selbst vornehmen zu lassen.

17. Deutschland erklärt sich bereit, seinerseits in Verbindung zu treten mit den Staaten an seiner Südost- und Nordostgrenze, um diese zum Abschluß der angebotenen Nichtangriffspakte unmittelbar einzuladen.

18. Deutschland erklärt sich bereit, sofort oder nach Abschluß dieser Verträge wieder in den Völkerbund einzutreten. Die deutsche Regierung wiederholt dabei ihre Erwartung, daß im Laufe einer angemessenen Zeit auf dem Wege freundschaftlicher Verhandlungen die Frage der kolonialen Gleichberechtigung sowie die Frage der Trennung des Völkerbundsstatutes von seiner Versailler Grundlage geklärt wird.

19. Deutschland schlägt vor, ein internationales Schiedsgericht zu bilden, das für die Einhaltung dieses Vertragswerkes zuständig sein soll, und dessen Entscheidungen für alle bindend sind.

KARL HAUSHOFER:

Bericht über den indopazifischen Raum

Wer vom Standpunkt des Indo-Pazifischen Gesamttraumes her zu wissen wünscht, welcher Aufwand von Erfahrung, praktischer weltkundiger Leistung oder wenigstens irgendwie akademisch nachgewiesenem Wissen dazu gehört, um mit dem Anspruch auf Geltung über Siedlungsplanung, Verstädterung und Stadt-Land-Bewegung, kolonialpolitische Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten weltüber mitzu-



"WHY CAN'T EVERYBODY BE PEACEFUL LIKE US?"

„Low“ überhebt uns der Untersuchung, warum sich Besitzer und Nichtbesitzer so schwer über Kolonialfragen verständigen können

reden, den möchten wir auf die zwei letzten Bände der „American Geographical Review“ aufmerksam machen und bitten, die darin ehrend erwähnten deutschen Werke jeweils daneben zu legen, wenn man sich schon andere Fremdsprachen nicht zumuten kann.

Da findet sich etwa 1934 eine Musterstudie von Darrel H. Davis, wie man in eine eigentlich abgelehnte, weil als zu nordisch empfundene, an sich reiche Landschaft (Japans Nordinsel Hokkaido, rund Größe Bayerns) südgebundene Siedler hineinbringt. Mit dem Endziel einer 6-Mill.-Bevölkerung sind es heute etwas über 2,8 Mill., wo 1869 noch 58 000 Japaner, 1880 191 172 lebten. Immerhin ein Siedlungserfolg, wenn er auch weit hinter den Hoffnungen blieb. Oder wenige Seiten später erörtert Glenn T. Trewartha die Stadtverteilung mit ergiebiger Benützung von Meckings ausgezeichnete Arbeit, wenn auch hinter den neuesten Zah-

len zurückhängend. 1935 erweist uns G. Findlay Shirras denselben Dienst für Indien mit seinen labilen, ungleichmäßigen Volksdichten der 353 Mill. von 1931, dem Menschengewimmel von Bengalen und Travancore, und der Leere von Kaschmir, Burma, Radschputana, mit 17% Männern und 3% Frauen, die lesen und schreiben können. Wanderstudien finden sich von C. A. Vlieland 1934 über Malaya; 1935 werden breit die Vereinigten Staaten und Kanada erörtert; Tropensiedlungserfahrungen der weißen Rasse offenbaren sich 1935 am Panamakanal, in Mexiko, Louisiana, 1934 auf der Sabainsel und in Malaya, wo 97,9% Malaien, Chinesen und Indern ganze 0,4% Europäer, 0,4% Eurasier und 1,3% „andere“ gegenüberstehen: für den wichtigsten Flottenstützpunkt der weißen Rasse im Zerungsfeld des Austral-Asiatischen Mittelmeers nicht ermutigend.

Zunächst nur den Pazifischen Bereich angehend scheint ein Buch von G. E. Hubbard, eingeleitet durch Lord Astor (A. Vors. d. Rats d. Royal Inst.), abgeschlossen durch Prof. T. E. Gregory: „Eastern Industrialization and its effect on the West, with special reference to Great Britain and Japan“ (Oxford Univers. Press, London, 18 s).

Peinliche Erinnerung steigt uns auf an Kojiro Sugimori im „Gaiko Jiho“, „Europas Schwäche, für Japaner erklärt“ (Engl. Auszug: Transpacific, Tokyo, 10. 10. 1935). „Ein ähnliches Schwinden europäischen Einflusses mag auf dem Felde der Wirtschaft gefunden werden!“ Dafür gibt es europäische und pazifische Gründe. Beide sucht Hubbard und der Kreis um ihn auf, als Vorarbeit für die Tagung des „Institute of Pacific Relations“, die 1936 in Yosemite, Kalifornien, stattfinden soll, als deren britischer Beirat das Royal Institute of International Affairs tätig ist. Hier strömt als Folge solcher Zusammenarbeit eine Fülle von Tatsachenstoff: hart und klar, wie eben Tatsachen sprechen, die unverschleiert wirken sollen.

Dabei ist goldmäßig der Japanische Weltausfuhranteil nur von 2,83% (1929) auf 3,13% (1933) und der Einfuhrhandel von 2,8% auf 3,04% in der gleichen Zeitspanne gestiegen, also eigentlich den Lärm nicht wert, wenn die Zahlen nicht als Vorzeichen empfunden würden.

Gunter Stein hat schon („Made in Japan“) darauf hingewiesen, daß in Japan 34% der Arbeiter von den Schutzgesetzen nicht erfaßt werden. In China arbeiten — ob von Chinesen oder Japanern besessen — die Textilfabriken mit 11 $\frac{1}{2}$ —12-stündiger Arbeitsdauer!

Noch hat Japan als Wollkäufer in Australien sogar Großbritannien überboten; aber es sucht Viehzuchtländer in Nordwestchina, in Suiyuan und sonst in der Mongolei; und auch hier mag schon wieder Wechsel vor den Toren stehen. Einstweilen aber stellt „Australia and the Far East“ (d. Australian Institute of International Affairs) fest, daß die seit 1925 vermehrten Wollkäufe Japans nicht eine Vermehrung des japanischen Wollverbrauchs auf den Kopf, sondern eine Produktionsverlagerung bedeuten.

Echt geopolitische Wirkungen auf Siedelung und Wirtschaft übt rings um den Pazifik die Veränderlichkeit der Küsten, ganz abgesehen von der Erdbebenhäufigkeit. Das mag geringere Folgen haben, wenn sich Küsten in Alaska um 4—8 m heben oder Südseeinseln verschwinden, die man sich eben noch als Flugstützpunkte ausgesucht hatte. Aber es trägt weit, wenn der Untergrund von Millionenstädten, wie bei Ost-Tokio, sich langsam senkt. Freilich handelt es sich vorläufig noch um kleine Zahlen in einer Bucht mit geringem Gezeitenhub, weit entfernt von jenen gewaltsamen Veränderungen, die der Grund der Sagamibucht am 1. 9. 1923 erfuhr, wo neben Senkungen bis zu Tiefen von 437 m Hebungen von 244 m auftraten.

In Japan, wo man Erdbebenpraxis hat, wird nach jedem Großbeben die davon betroffene Landschaft neu vermessen und scharf beobachtet, ob sie „Niveau“ gehalten hat. Bei normalen Fluthöhen von etwa 1 m ist aber eine Teilsenkung von drei Höhenmarken bis zu 35 cm, bei 10 zwischen 24 und 35 cm zwischen November 1929 und März 1932 schon unheimlich, noch mehr, wenn man an einer anderen von 1923 ein Absinken von mehr als 1,65 m hat beobachten können (zwischen Sumida und Yedofluß). Professor Miyabe hat das Senkungsgebiet in sechs Regionen mit verschiedener — durchweg rascherer — Eigenbewegung nach unten eingeteilt. An der wissenschaftlichen Beobachtung also fehlt es nicht. Hinter ihr aber steht die ernste geopolitische Frage, seinerzeit bei Tokio (mit heute 6,3 Mill. E.) und Yokohama durch den trotzigen Lebenswillen eines großen Volkes bejaht, im Fall von Quetta infolge eines erneuten Erdstoßes sehr in Zweifel gezogen, ob man an solchen von der Natur gezeichneten Stellen große Volksverdichtungen, Wehranlagen und Wirtschaftswerte erneut zusammendrängen soll, nachdem sie ein Großschlag der Natur betroffen hat; oder ob man besser die Siedelungen auseinanderlegt und verdünnt und namentlich wehrwichtige Betriebe auf festeren Boden stellt. Gewiß ist es hart, große Überlieferungs- und Sachwerte zu verlegen; gewiß ist aber auch, daß die ganze Nordostküste Japans und mit ihr der meeresnahe Boden seiner Hauptstadt sinkt.

1936 ist nach dem ostasiatischen Tierkreis ein „Jahr der Ratte“ und liegt als solches zwischen Eber und Rindvieh — mit allerhand Aberglauben behaftet, der durch den „verratzen“ Jahresbeginn für beide ostasiatischen Großstaaten sicher neues Leben erhält und zu großer Vorsicht im Innern mahnt. Unheilsrichtung dieses Jahres ist Nordosten; das würde Vorsicht mit den Sowjets bedeuten. Glücksrichtung ist Ost-Süd-Ost — was mancher auf die Unschädlichkeit der Vereinigten Staaten während eines Präsidentenwahlkampfes deutet.

Aber für China war die Hirota-Erklärung eine scharfe Gegenüberstellung von harten Tatsachen, die schließlich auf Kooperation mit starker japanischer Führung oder bewaffneten Widerstand, Seite an Seite mit dem Kommunismus hinausläuft: keine leichte Wahl!

Und Japan wurde durch die Druckmesserexplosion am Aschermittwoch vor die Tatsache seines inneren Überdrucks gestellt, der nicht mehr wird von altersschwachen Händen gemeistert werden können, so ungern sie die Gewalt aus den Händen geben.

Umfaßte der Bereich des eigentlichen Japan, Koreas, Formosas, Sachalins, Kwantungs, der S.M.E. Zone und der Mandate schon am 1. 10. 1935 rund 99,454 Mill., so hat er in diesem Frühjahr die Hundertmillionenzahl für das Reich allein, ohne seine Schutzfreundschaften überschritten; in rasch steigender Verstädterung — Tokio 5,88 Mill., jetzt 6,3, Stadtpräfektur 6,37, Osaka 2,99, Stadtpräfektur 4,3 Mill. — zum Glück in harmonischer Gauanordnung, die zwischen eine halbe Million und zwei Millionen auf die einzelne Zelle verteilt. Aber auf dem Ganzen liegt ein ungeheurer sozialer Druck, dem vor allem die Nachfolger der alten Samurai, der gesamte Wehrstand, mit überlieferungsmäßigen Mitteln, nicht mit vom Westen erborgtem parlamentarischem Schein abhelfen wollen. Daher die persönliche Opferbereitschaft, die gerade wegen der freiwilligen persönlichen Opfer die Idee, der sie gebracht werden, früher oder später zum Siege führen wird — unter voller Wahrung der nationalen Kaiserüberlieferung.

Weit weniger trittsicher als das durchstürmte Japan geht China der Zukunft seines allseitig zurückgeschnittenen Lebensraumes entgegen, weil ihm so feste Spalier, wie die hiero-monarchische Kaiseridee und der Wehrstand Japans, dann seine zähe Gaueinteilung fehlen. Daran ändert auch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nichts, die — etwa im Stil unseres Arbeitsdienstes, in der Art, wie Yen Shi Shan es in Schansi versuchte — die Reformen hätte beginnen müssen. Aber dazu waren die eigentlichen Drahtzieher der Kuomintang, mit Ausnahme des dutzendemale von ihnen verratenen Chiang Kai Shek und seiner tapferen Frau, zu waffenscheu. Nun widerhallen chinesische und fremde Zeitschriften und Zeitungen von dem Alarmruf: „China near a Crisis“ usw. Lin Yutang versucht in einer fesselnden Studie: „My Country and my people“ (London, William Heinemann, 363 S. 15 s) vom Standpunkt des chinesischen Intellektuellen seine Intellektuellen zu erklären, die nun etwa 30 Jahre lang von der volkspolitischen Überlieferungslinie abgedriftet sind, Alt-China vergessen und den Wesensgehalt des Westens doch nicht erfaßt haben. Dann folgte freilich, etwa von 1919 an, was Hu Shih die „Periode des Zweifels“ nannte. Aber es war eben zu viel Zweifel, und der rettende Staats- und Volksglaube fehlte, der Japan aus einer ähnlichen Kulturkrise hochzureißen vermochte.

Gewiß ist Shanghai nicht China, zum Glück für China; aber es ist — samt den andern Vertragshäfen — ein böser Filter, der viel Schädliches einläßt und Taugliches ausscheidet. Es ist ein ungeheurer Unterschied zwischen der wilden Entschlossenheit, mit der die Samurai von heute der Vergiftung ihres Volkskörpers durch wesenswidrige Verwestlichung entgetreten, und der planlosen chinesischen Studentenpolitik. In China fallen irr gewordene, unreife Intellektuelle den Ret-

tungsversuchen ihres einst so großen, kulturmächtigen Vaterlandes in den Arm und bahnen der bolschewistischen Lehre den Weg durch die große Mauer, zunächst über den Hwangho nach Schansi, in das Weital und die Lößebene. Zürnend wucherten ihnen die beiden Ströme Chinas über vernachlässigte Dämme weg hemmungslos voraus!

Es ist Sinnbildhaftes in ihrem diesjährigen Zerstörungswerk gewesen, von dem nach chinesischen Quellen der „North China Herald“ zwei Übersichtsskizzen für Hwangho und Yangtse gibt. Die Ströme rächen in dem strombestimmten Land die bürgerlichen Unruhen, die damit zusammenhängenden Vernachlässigungen der Dämme durch Herausbrechen aus ihnen und Zerstörung der vom Strome selbst geschaffenen Fruchtbarkeit des Tieflands. Das ist ein unbarmherziger geopolitischer Rhythmus, der durch die Jahrtausende der chinesischen Wirtschaftsgeschichte geht, wie die säkularen (und 5jährigen) Schwankungen der Monsunregeneinbrüche und die ihnen folgenden bürgerlichen Unruhen und Hungersnöte im unheilvollen Kreislauf.

Daß sich innerhalb der Monsunländer bereits Abstoßungsbewegungen gegen die Überindustrialisierung der Nachbarn geltend machen, verrät etwa der „Transpacific“-Leitartikel vom 3. 10. 1935: „East Indian Government reported studying further measures to check japanese trade.“ Wer eben selbst fremden Handel abschreckt und hemmt, muß haben, daß ihm geschieht, wie er anderen tut. Das erfahren die USA., und ihnen folgt Japan und nun Indien. Auch der Weg zum Goldenen Jubiläum der Nippon Yusen Kaisha mit ihren heutigen Prachtdampfern, wie der 17000 t großen „Tatsuta Maru“, ist vom 1. 10. 1885 an ein langer Erfahrungsweg gewesen: von den 58 Dampfern mit 64610 t ihrer Gründungszeit, die noch nebenher 11 Segler mit 4725 t betrieb, bis zu den 133 Schiffen mit 770000 t von Ende 1935. Große Tonnagesprünge folgten gleichläufig mit Japans Kriegen, zuletzt die ganze Erde mit Linien überspannend. Aber auch dieses Großunternehmen entging nicht der Abneigung, mit der Jungjapan jede solche Geldmachthäufung in wenig Händen betrachtet, das dazu neigt, weit eher noch anonymes, zurücktretendes Unternehmertum zu dulden, als den politisch hervortretenden Wirtschaftsführer. „Heute gibt es keine Streitfragen unter den pazifischen Ländern, die nicht durch friedliche Staatskunst geschlichtet werden könnten“, meinte Prinz Iyesato Tokugawa in Gegenwart des Sowjetbotschafters Konstantin Yurennew beim Balboatag der Panpazifischen Gruppe Japans. Warum fauchen sich dann „am Vorabend einer Ära von Frieden und Ruhe in Permanenz“ die großen Raubkatzen so unfreundlich an, wie Stalin am 4. 3. 1936 Japan?

(Roy Howard Interview.)

GUSTAV FESTER: Das Chaco-Problem V

Die letzten militärischen Ereignisse

Wie schon im Bericht vom März v. J. vorausgesehen, ist der Feldzug schließlich in ein totes Rennen ausgelaufen. Beide Teile hatten zuletzt noch ohne Erfolg eine Verbesserung ihrer jeweiligen Stellung versucht, wohl in der Annahme, daß die schließlich erreichte Linie die Grundlage für die endgültige Grenzziehung abgeben würde; weniger glaubhaft scheint es, daß, so blutig die letzten Kämpfe auch waren, die Kontrahenten davon noch eine entscheidende Wendung erwartet hätten.

Die Endschlacht begann damit, daß die Paraguayer jenseits des Parapití auf Charagua vorstießen, das an der von Villa Montés längs des Hügellandes nach Santa Cruz führenden Straße gelegen ist¹⁾; es sei dahingestellt, ob damit mehr eine Diversion bezweckt war oder ein Geländegewinn mit weitergehenden Zielen in der für Bolivia stets als Unruhezentrum geltenden Provinz Santa Cruz.

Von bolivianischer Seite jedenfalls wurde die Gelegenheit zu einer großangelegten Offensive in der gefährdeten linken paraguayischen Flanke benutzt, die zu einer entscheidenden Wendung hätte führen können, wenn sie in einer früheren Epoche des Krieges unternommen worden wäre, als die bolivianische Armee noch auf ihrer Höhe war. So aber mußte der Stoß Peñarandas, mit so großem Einsatz er auch unternommen war, sich nach kurzer Zeit festlaufen, ohne daß der Geländegewinn dem Aufwand entsprochen hätte. Bei Beginn der Offensive wurden sofort die paraguayischen Truppen aus dem bedenklich vorspringenden Frontwinkel von Charagua zurückgenommen, ein ohne allzu große Verluste ausgeführter strategischer Rückzug, der durch eine Entlastungsoffensive von Osten her erleichtert wurde. Unterdessen hielten schwache paraguayische Kräfte an der kritischsten Stelle, bei Boyuibé, zähe stand, bis der bolivianische Hauptstoß durch die herbeigeführten Reserven zum Stehen gebracht war. Als Endergebnis für die Bolivianer, gegenüber der Frontlinie vom März, war im wesentlichen nur die Rückeroberung eines schmalen Streifens mit der Straße Villa Montés—Boyuibé zu verzeichnen, die aber dem paraguayischen Artilleriefeuer ausgesetzt blieb. Seit Ende April lagen sich die Truppen aufs neue im Stellungskrieg gegenüber, ohne daß es dann weiter zu größeren Kampfhandlungen gekommen wäre.

Der Vorfrieden

Zum Bericht vom Vorjahr ist nachzutragen, daß sich die Chaco-Kommission des Völkerbundes im März noch einmal mit der Frage der Sanktionen beschäftigte, die aber von dem argentinischen Vertreter Cantilo energisch abgelehnt wurden, da die Frage des Angreifers nicht zuvor geklärt worden sei.

1) Der Straßenschnittpunkt in der linken oberen Ecke der Skizze; S. 303, Jahrg. 1935.

Nachdem dann die militärische Lage keiner der beiden Parteien irgendwelche Aussichten auf nennenswerte Änderungen ließ, waren die psychologischen Grundlagen für einen endlichen Erfolg der nunmehr wieder einsetzenden panamerikanischen Vermittlung gegeben. Die Initiative ging dabei zunächst von Chile aus, dem sich dann Argentinien, Perú, Uruguay, die Vereinigten Staaten und Brasilien anschlossen, letzteres allerdings erst nach einigem Schmollen, da man es nicht zu der Chaco-Wirtschaftskonferenz eingeladen hatte.

Im Laufe des Mai trat die Vermittlungskommission in Buenos Aires zusammen, der durch die Anwesenheit des brasilianischen Präsidenten und Außenministers besonderes Gewicht verliehen war. Immerhin aber waren zunächst noch zahlreiche Schwierigkeiten zu überwinden, und mehr wie einmal drohte die ganze Aktion zu scheitern. Offenbar war es das Hauptverdienst des argentinischen Außenministers Saavedra Lamas, schließlich alle Klippen mit Geschick überwunden zu haben. Noch Anfang Juni, als schon die Kanzler der kriegführenden Staaten, Riart (Paraguay) und Elio (Bolivia), an den Verhandlungen teilnahmen, herrschte starker Pessimismus über einen Enderfolg. Erst in den ersten Morgenstunden des Pfingstsonntags kam die Einigung zustande; die Beendigung des jahrelangen Ringens wurde mit feierlicher Messe in der Kathedrale von Buenos Aires begangen, wobei die Gattinnen der bisher feindlichen Außenminister, beides Soldatenmütter, sich unter Tränen umarmten. Nachdem dann noch einmal in letzter Stunde von paraguayischer Seite wegen des Waffenstillstands ohne Garantien Schwierigkeiten entstanden waren, wurde am 12. Juni der Vertrag über die Waffenruhe im Weißen Saal des Bonarenser Regierungsgebäudes von den Vertretern der kriegführenden und vermittelnden Staaten unterzeichnet.

Die wichtigsten Bestimmungen des Abkommens, das als Vorfriedensvertrag zu bezeichnen ist, sind folgende:

1. Die Streitfragen sollen durch direkte Verhandlungen gelöst werden; falls keine Einigung erzielt wird, soll der Haager Gerichtshof als Schiedsrichter angerufen werden.
2. Es ist ein Übereinkommen über die Entlassung der Kriegsgefangenen zu treffen.
3. Es ist eine Kommission zur Feststellung der Verantwortlichkeit am Kriege einzusetzen.
4. Die Feindseligkeiten werden endgültig eingestellt auf Grund der jetzigen Stellung der beiden Heere; die Demarkationslinie wird sofort durch eine internationale Militärkommission festgelegt.
5. Innerhalb von 90 Tagen werden beide Teile ihre Kräfte bis auf je 5000 Mann demobilisieren.
6. Das Abkommen ist gleichbedeutend mit einem Nichtangriffsvertrag. Nach Durchführung der Demobilisierung wird der Krieg als beendet erklärt.

7. Die These vom 3. August 1932 wird erneut anerkannt, daß Waffengewalt keine Besitzrechte verleiht.

Am 14. Juni mittags hörte das Feuer auf, und die Militärkapellen begannen an der ganzen Front zu spielen. Inzwischen war bereits die unter der Leitung des argentinischen Generals Martinez Pita stehende internationale Kommission im Flugzeug eingetroffen, die dann rasche Arbeit geleistet hat. Die festgelegte Demarkationslinie entsprach im wesentlichen dem bisherigen Frontverlauf, während die nach der Demobilisierung verbleibenden Truppen beiderseits an bestimmten Plätzen hinter der Linie konzentriert wurden.

Und was nun?

Daß das „molto lento“ der Weiterentwicklung nicht dem „allegro con brio“ der Vorfriedensunterzeichnung entsprach, war eigentlich vorauszusehen. Wenn auch beide Parteien ehrlich gewillt waren, dem Morden ein Ende zu setzen, hatten doch wohl beide eine gewisse *reservatio mentalis* bei dem Unterschreiben: Paraguay, daß seine Eroberungen trotz der These vom 3. August 1932 stillschweigend anerkannt seien, und Bolivia, daß eben diese auf diplomatischem Wege eine Korrektur seines mangelnden Kriegsglücks ermöglichen werde. Der erste starke Tropfen Wermut in den Becher der Freude war, daß Paraguay keinerlei Anstalten zur Heimsendung der etwa 30000 bolivianischen Kriegsgefangenen traf; als Gründe der Zurückhaltung dieses Pfandes wurde die Sicherheit gegen erneuten Angriff und die Frage der Vergütung der Verpflegungskosten angegeben, doch waren wohl auch die nicht ausgesprochenen territorialen Wünsche maßgeblich. Einige Monate hindurch erhielt die Öffentlichkeit nur spärliche Nachrichten über die weitere Tätigkeit der Friedenskommission, bis diese Ende Oktober den gordischen Knoten mit einem neuen Teilungsvorschlag des strittigen Gebietes zu durchhauen versuchte: Die endgültige Grenze sollte von Bahia Negra am Paraguay diagonal bis zum Schnittpunkt des 22. Breitengrads mit dem Pilcomayo gezogen werden, d. h. dort wo ihn die argentinische Grenze erreicht; abgesehen von dem Zugang zum Paraguaystrom bei Bahia Negra, sollte Bolivien auch eine Freizone in Puerto Casado eingeräumt werden. Beide Parteien lehnten ab, Bolivien aber wohl nur vorläufig aus taktischen Gründen, während der Vorschlag in Paraguay die schärfste Entrüstung erregte, da es kaum mehr Gesamtareal erhalten hätte, als ihm schon im Status-quo-Abkommen von 1907 zugestanden war.

Nach diesem Fehlschlag ging die Vermittlungskommission wieder zu der bewährten Taktik über, zunächst die Punkte *minoris resistentiae* des ganzen Komplexes zu erledigen. Wieder war es der Geschicklichkeit Saavedra Lamas zu danken, daß nach monatelangem Verhandeln in Buenos Aires am 21. Januar ein weiteres ergänzendes Abkommen unterzeichnet wurde. Abgesehen von der Bestätigung der Bestimmungen des Protokolls vom 12. Juni, lautet der wichtigste Artikel des neuen

Vertrags dahin, daß innerhalb von 30 Tagen nach der Annahme mit der Rückbeförderung der Kriegsgefangenen begonnen werden muß. Der zu Lasten Boliviens zu errechnende Saldo der Unterhaltskosten wird von diesem an die Friedenskonferenz überwiesen, welche ihn nach endgültiger Erledigung des Gefangenenrücktransports an Paraguay weitererstattet. Schließlich sollen die diplomatischen Beziehungen sobald als möglich wieder aufgenommen werden.

Was die nun noch verbleibende Hauptfrage der endgültigen Grenzziehung betrifft, so erscheint es vermessen, darüber irgendwelche Prophezeiung auszusprechen. Soviel nur soll bemerkt werden, daß es erfahrungsgemäß die größten Schwierigkeiten macht, einem siegreichen Volke die Früchte dieses Sieges wieder zu entwenden; Estigarribia wird sich mit Sicherheit gegen die eigene Regierung wenden, wenn diese einer ungünstigen Grenzziehung zustimmen sollte. Vielleicht wird die Grenzfrage in nächster Zeit überhaupt nicht entschieden werden, vielmehr weiter in dem latenten Stadium verharren, wofür ja auch sonst in der neueren Geschichte — z. B. Tacna und Arica — genügend Beispiele bekannt sind.

Nebenbei sei noch erwähnt, daß in den letzten Monaten auch der Grenzstreit zwischen Argentinien und Paraguay neu aufgelebt ist, der in der Unbeständigkeit des Grenzflusses Pilcomayo seine Ursache hat. Es ist noch nicht ganz klargelegt, ob lediglich eine Laufveränderung des Flusses stattgefunden hat, oder ob durch eine rückschreitende Erosion des unteren Pilcomayo die Depression der Patinosümpfe angeschnitten und teilweise ausgetrocknet wurde¹⁾.

1) Vgl. F. Kühn, Eine neue Grenzfrage im Chaco, Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. z. Berlin, Jahrg. 1935, S. 11.

S P Ä N E

der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Zur Naturgeschichte geopolitischer Korridorbildungen

„Allen Anregungen und Eindrücken weit offen zu sein und zugleich fähig, sie im Schutz einer geschlossenen Persönlichkeit sicher zu verarbeiten, darin liegt die Gewähr des Wachstums der Lebensentwicklungen bis zur höchsten Vollendung.“

So hat einst F. Ratzel von den „Inselvölkern und Inselstaaten“ ausgesagt. Wir aber meinen es gelte für alle Lebensformen, die eine Vollendung erwachsen wollen; es gilt also auch für das Gesamtgebiet der Geopolitik. Deshalb muß sie so weitgehende Anregungen, wie die über die neuen Korridorbildungen der Alten Welt überall aufnehmen, woher sie auch kommen mögen. Deshalb verzeichnet sie die Neuansätze und Umwandlungen uralter Korridore aus ihrer Westostrichtung in eine nordsüdliche in Ost- und Zentralasien, wie

sie die Skizze 1 und 2 zeigt, vor allem aber zeigt sie nach tschechoslowakischen, ungarischen und italienischen Quellen jene wunderbare Verwandlung, die beim Übergang der Politik des Weisen von Lana in jüngere Hände der ganze Tschechoslowakische Staat mit sich zu einer mächtigen Korridorbildung von Eurasien ins Herz der europäischen Kulturwelt vornimmt.

Wir nehmen deshalb Anregungen von Ödön Tarjyn, des Conseil Slovaque und von Markomannus auf und unterbreiten sie einfach als Skizzen mit erläuternden Anmerkungen unsern Lesern, die dann selbst ihre Schlüsse daraus ziehen mögen (Skizze 3—5).

Eine wertvolle Ergänzung bildet General Ferrario Carlo Antonio, den wir nach dem „Pesti Hirlap“ vom 4. 3. 1936 über die „Flugplätze, welche in der Slowakei für die Russen erbaut werden“ den Freunden des Frie-



Skizze 1



1a



Skizze 2



Skizze 3
West-Korridor



Skizze 5

"Die Wehr der Tschechoslowakei"

Skizze 4



52% Tschechen	22%	15%	5	4	2
	Deutsche	Slowaken			
			Ungarn		
			Ruthenen		

nach Markomanus

dens in Mitteleuropa mit seinen Äußerungen zum Nachdenken nahe bringen möchten.

Das geopolitisch allgemein Bemerkenswerte an diesen drei Neuerscheinungen der politischen Erdkunde ist die Neigung zur Korridorbildung aus wohlgekamerten Verhältnissen heraus und ihr unzweifelhafter Zusammenhang mit den weiträumigen Anschauungen der Sowjet-Großraum-Politik, der im Grunde der innermongolische Korridor, der turanische Korridor und der Wandel der Tschechoslowakei von der soliden böhmisch-mährisch-karpatischen Kammerung zum Durchlaßgang für Eurasien ihre Entstehung verdanken. Die Pariser Hilfe dabei wirkt sekundär. Dank ihr ist statt dem Rumänien Carols nun die Bayr. Ostmark die erste feste Kammer gegen den Anprall der Steppe.

K. H.

Norman Angell,

weiland „consientious objector“ des Kriegsdienstes, in seiner Art vielleicht der genialste totale Pazifist der angelsächsischen Welt und Verfasser des berühmten Vorkriegsbuchs: „The great Illusion“, ist gewiß nicht der Zuneigung zu faschistischen und nationalsozialistischen Lebensformen verdächtig. Er bekämpft ihre, ihm „drohend“ scheinende Kraft mit allen Mitteln, auch wieder in: „The Revolt in Tokio — and in Rome.“ (Foreign Affairs; Suppl. zu Time and Tide, 7. 3. 1936.)

Aber was eben auch aus dieser ablehnenden Haltung hervorgeht, ist die Anerkennung der gewaltigen, sei es „irrationalen, immateriellen... Leidenschaft“ gegen alle materialistische Zerredung von nationalen Idealen und ihre Mattsetzung durch Zweifel. Ja: ein bedrohter Volkskörper, der sich im Raum am Leben erhalten will, kann nicht dem ihn zersetzenden Bazillus dasselbe Lebensrecht zugestehen, wie den ihn erhaltenden Kräften, sei es, daß diese vom Blut, sei es, daß sie vom Boden her kommen, oder einer weisen Verbindung von beiden entstammen.

Und wenn Norman Angell für so viele „Fahrzeuge mit hoher Kraftentfaltung auf derselben Straße“ einer enger und enger werdenden Erde Regeln verlangt, so gibt es eine, die allen andern voransteht: Gleichberechtigung und gleiche Ehre, gleiche Selbstbestimmung für alle, die darauf fahren müssen! Gerade sie aber verweigert das Volk, an das sich Norman Angells Stimme unmittelbar wenden könnte, den „Have-nots“. Deshalb müssen wir ihn bitten, zuerst vor seiner Tür zu kehren, dann erst vor der japanischen, italienischen und deutschen.

Was uns an seiner Schrift aber weit eher beruhigt als aufregt, ist die bis zum Gefühl der Unheimlichkeit gesteigerte Achtung von

der inneren seelischen Kraft in den Mächten der Erneuerung, die sich der gemeinsamen Feindschaft aller Internationalisten aus Wissensgründen erfreuen, während die Jugend, der Zukunftswille der Menschheit ihre Hauptstütze ist. Es ist „eine ganz andere soziale Revolution, als die nach dem Rezept von Marx“ — ganz gewiß — es ist eine Revolution der erhaltenden Kräfte! K. H.

Fern im Südosten

Da bei uns in Deutschland kaum von einer Kenntnis etwa der rumänischen oder der magyarischen Sprache die Rede sein kann und auch das Wissen um die betreffenden Völker und ihre Staaten entsprechend beschränkt ist (erst nach und nach bessert sich dieser unbefriedigende Zustand, der der Politik das notwendige Rüstzeug vorenthält), lernen wir auch nur am Rande, durch Stichproben und zufällige Funde, den erbitterten Kampf kennen, der um Grenzen, Staatsrecht und Volkstum dort unten im Südosten ausgefochten wird. Einen guten Einblick gewährt etwa eine Zeitschrift wie die „REVUE DE TRANSYLVANIE“, eine in Klausenburg (Cluj) erscheinende Vierteljahrsschrift in französischer Sprache, vorzüglich ausgestattet und im Inhalt darauf abgestellt, durch hohe schriftstellerische Leistungen die wissenschaftlichen Beweisgründe auf ein gegebenes Ziel anzusetzen. Das Heft 2 des zweiten Jahrganges, z. B. (Dezember 1935), das uns vorliegt, ist fast ganz der Polemik gegen die ungarische Staatsidee und die magyarische Volkstumspolitik gewidmet. So geht ein kleiner Abschnitt an gegen jene magyarische Ansicht, daß die Ungarn, d. h. immer die Magyaren, gar nicht eingewandert, sondern eigentlich immer schon im Donauland ansässig gewesen seien und bulgarisch-türkische Verwandtschaft zeigten (was ähnlich Tsanoff mit Bezug auf die Bulgaren behauptet, Franz Kászonyi überhaupt für alle Donauvölker annimmt); eine andere Glosse macht sich lustig über solche parlamentarische Besucher aus Westeuropa, die bei Festessen in Budapest Hotels feststellen, daß die Ungarn der Schutz der Christenheit gegen den Halbmond gewesen seien, ohne anscheinend je erfahren zu haben, wie eng manchmal das Zusammengehen mit den Türken war; ein dritter Verfasser beschäftigt sich mit dem ungarischen Romanstiftum, dem er Greuelnachrichten über die Lage des Magyarentums in Siebenbürgen anhängt; an einer vierten Stelle werden als Kronzeugen reichsdeutsche Stimmen angerufen, die etwa am Beispiel der Satmarer Schwaben die magyarische Volkstumspolitik ablehnen und die heutige Lage im Banat

und in Siebenbürgen dagegenstellen; eine fünfte Ausarbeitung benützt Budapester Blätteräußerungen zum Abessinienstreit, um unter Ablehnung der Bezeichnung „untergeordnete“ und „hochstehende“ Völker die besonderen Ansprüche der Magyaren auf Führung im Donaauraum („Recht der Kolonisierung und Zivilisation in Siebenbürgen, der Slowakei und Kroatien“) abzuweisen. Ein zusammenfassender Blick auf die erdkundlichen Arbeiten des kürzlich gestorbenen rumänischen Professors Georges Valsan benützt — Rudolf Kjellén als Eidshelfer. Wenn die Bewohner wie die Bäume im Boden verwurzelt seien und sich trotz aller Widrigkeiten nicht von ihm getrennt hätten, weil nach Kjellén der Staat wie ein Wald am Boden hafte, so sei die Eingliederung des alten ungarischen Staates eben schicksalhaft gewesen, weil er zuviel fremde „Wälder“ in sich geschlossen habe, ohne auf die Gefühle und den Willen der Mehrheit Rücksicht zu nehmen. Wenn Ungarn die Karpaten seine natürliche Grenze nenne, so habe es sie mit der siebenbürgischen Naturfestung als mächtige Waffe benützen können, während die Karpaten heute inmitten des neuen Rumänien keinerlei Angriffsrolle mehr hätten, sondern vielmehr letzte Zuflucht der Verteidigung sein könnten; der rumänische Staat, mit seinem Mindestmaß von Grenzen bei annähernd runder Form, habe die denkbar „friedlichste“ Form und öffne nach außen, vor Bergen, Hügeln und Ebenen, ungeschützte Flanken. Die Rumänen wohnten zu beiden Seiten der Karpaten wie die Schweizer das zu beiden Seiten der Alpen tun, ohne daß sich Europa darüber aufrege und es als Unrecht betrachte; wenn jeder Staat um seines Volkes willen da sei, dann sei der alte ungarische ein „Monstrum“ gewesen. Rumänien sei mit den Karpaten nicht nur politisch gebunden, sondern bilde einen Körper mit ihnen: „Wir sind ihr Ergebnis mit demselben Recht wie die Wälder, Weiden und Gewässer und haben das obendrein durch unsere Opfer bewiesen und durch die Tatsache, daß wir eben dort geblieben sind.“ — Die Habsburger Frage, manche Möglichkeit des Gebiets- oder Volksaustausches werden in anderen Arbeiten des Heftes noch angeschnitten; aber in allem ist zu erkennen, wie sehr die rumänische Wissenschaft auf das nationale Ziel ausgerichtet wird, in einer, zugegeben, glänzenden und oft bestechenden Form. J. M.

Karte und Schule

Die Kreuzzeitung erhebt am 10. 12. 1935 ihre Stimme zu diesem Thema und kommt nach heftiger Kritik an dem „immer noch starren Schulsystem und der mangelhaften

Organisation unserer Schule“ zu der Feststellung, daß jeder junge Deutsche genau sein Meßtischblatt oder eine Reichskarte zu lesen und auszunützen imstande sein müsse, wie wir von einem Menschen verlangen, daß er ein Buch oder eine Zeitung lesen kann. Dem bisherigen Schulunterricht in der Geographie sei jeder Erfolg im praktischen Leben versagt geblieben, der schulentlassene Deutsche wäre weder imstande gewesen, sich im Gelände sicher zu bewegen, noch sei er in seiner Heimat verwurzelt gewesen.

Wenn der Berichterstatter der Kreuzzeitung auch das Kind sozusagen mit dem Bade ausschüttet, was der Sache selbst nicht gerade dienlich ist, so bleibt der Kern seines Vorstoßes doch allzu richtig. Es wäre zu wünschen, daß nicht nur die Kreuzzeitung, sondern alle in Frage kommenden Stellen in Deutschland immer wieder den Hinweis auf diesen leider recht wunden Punkt unserer „Bildung“ aufnehmen. Es war wohl kaum eine Zeit gerade für ein solches Gebiet der Schule so aufnahmefreudig wie die heutige. Der Schritt vom Geländesport zur wehrgeographischen Kartenkunde, zum Zeichnen von Skizze und Kroki ist nur zu leicht zu tun, wenn — ja, wenn immer die rechte Vorbildung dazu da wäre. Hier heißt es also, immer und immer wieder auf die Notwendigkeit solcher Arbeit hinweisen. Neben der Schule stehen als nicht weniger Helfer HJ., Jungvolk und BDM.

Im Grunde genommen liegt das Übel aber noch tiefer. Die Einführung in das Verständnis der Karte erfolgte bisher in der Schule planmäßig meist erst im 4. oder 5. Schuljahre. Entscheidend für diese Einordnung war, daß man von wissenschaftlicher Seite an die Frage heranging und auf solchem Wege natürlich nicht eher Verständnis erwarten konnte. Seit der Aufstellung der letzten und vorletzten Lehrpläne der deutschen Schulen ist die Zeit aber weitergegangen. Sie hat eine ungeheure Entwicklung der bildmäßigen Propaganda gebracht und damit eine Vertiefung des Verständnisses für Symbole und Darstellungsformen. Manche Länder haben diese Entwicklung längst politisch dazu benutzt, um durch propagandistische Kartenplakate auch jedem primitiven Geist gewisse außenpolitische Notwendigkeiten einzuhammern. Ungarn steht dabei an der Spitze mit seinen unzähligen Karten und Kärtchen, die im Dienste des Kampfes gegen Trianon stehen. Italien züchtet den Stolz seiner Bevölkerung hoch, indem es die Macht des Imperium Romanum kartennäßig darstellt und etwa eine Karte der Sanktionsländer danebenstellt. Was in Rom

an den Anschlagssäulen prangt, das dürfte mutatis mutandis auch schon in einer Fibel stehen können!

Es ist ein Ruf unserer Zeit, daß wir die Karte als Symbol und als „Waffe“ bereits in den Lebenskreis der Unterstufe unserer Schulen einführen. Was später dem Erwachsenen täglich Brot sein soll, das kann nicht früh genug schon an das Kind herangebracht werden. In jeder Klasse von Lernanfängern könnte schon eine einfache Deutschlandkarte hängen, die in einprägsamen Farben das Reich und die abgetrennten Gebiete zeigt. Wenn Wandkarte, Kartenbild, Skizze und Krokis den jungen Deutschen durch seine Schulzeit ebenso nachdrücklich begleiten, wie das Schreibheft und das Lesebuch, dann erst werden wir erwarten können, daß auch der Erwachsene mit einer Reichskarte wandert, anstatt nach der Kreuzzeitung an Wegemarkierungen zu kleben. Dann erst wird er aber auch zum Atlas greifen, wenn er die Zeitung liest und Wortpolitik in Raumpolitik übersetzen kann.

Ja.

Los von der Kaffee-Monokultur

Es ist bekannt, daß die Kaffee-Monokultur in Brasilien sich von der ungünstigsten Seite gezeigt hat. Die Fütterung der Haifische oder die Speisung der Lokomotiven mit Kaffeebohnen erfüllen nicht den eigentlichen Zweck des Kaffeeanbaus. Es ist auch bekannt, daß sich Brasilien immer mehr von der Kaffee-Monokultur abwendet. Über die Art der Umstellung gibt die Ibero-Amerikanische Rundschau (10/35, Länderbericht Brasilien) nähere Auskunft:

„... Auf der andern Seite ist der Prozeß der Lösung von der Kaffee-Monokultur in ein neues Stadium getreten. Das vorausgegangene Stadium, das von 1927—1934 gereicht hat, war dadurch gekennzeichnet, daß die Fläche der Kaffeepflanzungen immer noch zunahm, aber von der Gesamtheit sonstiger Kulturen mehr und mehr überflügelt wurde. Im Staat Sao Paulo standen 1927/28 ungefähr 2,10 Mill. ha = 8,5% der gesamten Landfläche unter Kultur, davon 1,05 Mill. unter Kaffeesträuchern, und nochmals etwa 1,05 Mill. unter allen andern Kulturen, unter denen Mais und Bohnen weitaus am bedeutendsten waren. Bis 1934/35 sind die Kaffeepflanzungen auf 1,35 Mill. ha angewachsen, die sämtlichen andern Kulturen aber auf 2,30 Mill., und hierbei hat sich nicht nur der Maisbau verdoppelt, sondern Reis und Baumwolle sind in die Reihe der Hauptkulturen von Sao Paulo eingerückt; Reis wird jetzt über Santos nach den übrigen Teilen Brasiliens in Masse verfrachtet, die Baumwolle

deckt nicht allein den Bedarf der Paulistaner Industrie, sondern hat sich infolge der nord-amerikanischen Preis- und Handelspolitik die überseeischen Märkte erobert. Ein neues Stadium beginnt nun 1935/36 damit, daß die „neuen“ Kulturen sich nicht bloß neben, sondern auch auf Kosten des Kaffees ausbreiten. Zum ersten Male sind dieses Jahr in den älteren Plantagenbezirken von Sao Paulo und dem nördlichen Parana überalterte Kaffeebestände vielfach, anstatt durch junge Nachpflanzungen ersetzt zu werden, niedergelegt und in Baumwollfelder verwandelt worden. Dies ungeachtet des sehr unbefriedigenden Hektarertrages der Ernte 1934/35, die von Insektschäden schwer heimgesucht worden ist (ist doch dort, wo man es erstmalig mit der Baumwolle versucht hatte, vielfach ein Totalverlust der Ernte eingetreten); trotz allem ist für 1935/36 die Paulistaner Baumwollfläche insgesamt wiederum etwas vergrößert worden, und da das Ackerbaum des Staates sowohl die Beratung der Baumwollfarmer durch reisende Fachleute als auch durch die Verteilung von Chemikalien zur Insektenbekämpfung erneut intensiviert hat, macht man sich Hoffnungen auf eine Verdoppelung der Erntemenge. Die Plantagenverwaltungen allerdings sind dem Zuge zur Baumwolle wohl weniger aus eigener Begeisterung gefolgt, als vielmehr unter Zwang, weil nämlich die Banken und die Kolonen dem Kaffee untreu geworden sind.“

F.

Neue Luftverkehrslinie im Pazifik?

Während der Nordatlantik einen regelmäßigen Luftverkehr bisher noch nicht erhalten konnte, hat im Pazifik die erste Luftpostbeförderung auf der neuen Fluglinie San Francisco—Manila schon stattgefunden. Die regelmäßige Befliegung der Linie ist nur eine Frage der Zeit. Und schon tauchen neue Projekte auf, deren außerordentliche geopolitische Wichtigkeit hier nur angedeutet werden kann. Die Ostasiatische Rundschau berichtet hierüber (Heft 24/35, Dr. G. Goßmann: Ausbaupläne des fernöstlichen Luftverkehrs im Jahre 1936):

„... Die PAA (Pan American Airways Co.) hat sich aber gleichzeitig noch einem weiteren, nicht minder gewaltigen Projekt zugewandt und Ende November mit der Regierung von Neuseeland einen Vertrag geschlossen, durch den ihr die Konzession für einen Flugdienst zwischen San Francisco und Auckland erteilt worden ist. Sie hat danach binnen Jahresfrist einen mindestens zweimal im Monat stattfindenden Luftverkehr mit dieser Strecke einzurichten. Ferner kann die Konzession seitens des Dominions mit zwölf-

monatiger Frist widerrufen werden, wenn einer britischen Gesellschaft, die etwa einen Flugdienst von Neuseeland aus nach Nordamerika zu betreiben beabsichtigt, von den Vereinigten Staaten nicht die gleichen Rechte eingeräumt werden sollten, wie sie die PAA seitens der neuseeländischen Regierung genießt. Die Strecke ist wie folgt gedacht:

San Francisco—Honolulu	3800 km
Honolulu—Kingman Reef	2000 km
Kingman Reef—Pagapago (Samoa)	2000 km
Pagapago—Auckland	2600 km
zusammen	10 000 km

Bei Durchführung dieser Projekte würde sozusagen mit einem Schlage ganz Ozeanien vom Flugverkehr erfaßt und gleichzeitig die größte der noch bestehenden Lücken des Luftrings um die Erde geschlossen . . .“ F.

Géographie allemande ou géographie française
Der französische Geograph Jacques Ancel, bekannt durch seine Arbeiten über die Geographie, die Geschichte und Kultur der Balkanländer, veröffentlicht soeben ein neues Werk: **MANUEL GÉOGRAPHIQUE DE POLITIQUE EUROPÉENNE**. Das einleitende Kapitel des ersten Bandes, l'Europe centrale, trägt die Überschrift: Geopolitik. Wir finden im Märzheft der Zeitschrift *Le Flambeau* (Brüssel) folgende Besprechung dieses ersten Kapitels:

„Es ist von Anfang bis zu Ende eine Auseinandersetzung zwischen deutscher und französischer politischer Geographie. Ratzel hat eine politisch-geographische Schule begründet, deren bekanntester Repräsentant unter anderen Gelehrten Herr Maull ist, und deren Lehre heute hauptsächlich in der „bien connue“ Zeitschrift für Geopolitik Verbreitung finden. Französische Vertreter der politischen Geographie sind Vidal de la Blache, Demangeon, Siegfried und Ancel.

Die deutsche Geopolitik ist begründet auf einer Art erdgebundenem Fatalismus, auf einer Art sklavischer Unterwerfung des einzelnen Menschen wie der menschlichen Gesellschaft unter die Gegebenheiten des Raumes — Elemente, aus denen der Nationalsozialismus in Verbindung mit einer Rassenlehre

voll zügelloser Dynamik in bestem Zuge ist, Konsequenzen zu ziehen, die für den Frieden unseres Kontinentes äußerst gefährlich werden können. Gegenüber diesem Imperialismus, dessen tiefste Wurzeln in der seelenlosen Logik des Hegelianismus zu suchen sind, ist die französische Schule immer für die Rechte des menschlichen Willens eingetreten, der sich äußert in der Achtung vor der Freiheit und der Demokratie, der die Staaten und die Grenzen sich gestalten läßt nach den ureigenen Bestrebungen der Völker und der die Völker sich richten läßt nach den Wünschen und dem Willen der Gesamtheit und nicht nach den nebelhaften, übermenschlichen (und zugleich unmenschlichen) Ideen der Lehre von Blut und Boden. Die Franzosen verteidigen die Rechte des Geistes und des Verstandes. Es ist der jahrhundertalte in vielfältiger Form immer wieder in die Erscheinung tretende Gegensatz zwischen den beiden Völkern, den Jacques Ancel hier in zusammenfassender Übersicht in einer so, man möchte fast sagen, erregenden Form darlegt, daß jeder aufgeschlossene Geist die Gedankengänge an sich vorüberziehen sieht, in denen heute Krieg und Frieden beschlossen liegt.“

Es scheint lange her zu sein, daß der Bericht-erstatte die „bien connue“ Zeitschrift für Geopolitik zu Gesicht bekommen hat, sonst müßte er bemerkt haben, daß sie weder die Repräsentantin der politischen Geographie ist, noch solch blutrünstige Ziele propagiert, wie er behauptet. Er lobt über alles den esprit méthodique des Herrn Ancel. Wir stehen dafür nicht an, die Methode zu bewundern, mit der Herr Ancel Unverstandenes zu einer glaubhaften These umzuformen versteht. Die Zeitschrift für Geopolitik hat sich schon einmal ausführlich mit ähnlichen Thesen des französischen Geographen Demangeon auseinandergesetzt, wir empfehlen die Lektüre jener vorzüglichen Widerlegung¹⁾ wie auch der Ausführungen von Wolfgang Scheibe in diesem und dem folgenden Heft, aus denen unter vielem anderen z. B. eines deutlich hervorgeht: der Gegensatz der Staatsanschauung der Geopolitik zum Hegelianismus. N.

1) Zeitschr. f. Geopolitik, IX. Jahrg. (1932), Heft 10 (Oktober).

WOLFGANG SCHEIBE:

Die Formkräfte der Landschaft

Von unaufmerksamen Beobachtern unserer Arbeit wurde in letzter Zeit mehrfach die Ansicht geäußert, die Geopolitik sei eine Art Neuauflage der Milieutheorie, — jener Lehre also, die behauptet, Tun und Lassen des Menschen und der Staaten seien allein durch ihre Umgebung vorbestimmt.

Wir sind dieser Ansicht mehrfach bereits entgegengetreten, zuletzt im Januarheft dieses Jahres. Der folgende Aufsatz versucht in positiver Weise, die im Volkskörper und in den Lebensäußerungen des Staatswillens sichtbar werdenden Kräfte von Raum und Rasse aufzuzeigen und nach Möglichkeit gegeneinander abzugrenzen.

Der Beitrag wird im Mai-Heft weitergeführt.

Die Schriftleitung.

Gesamtgliederung des Aufsatzes:

- | | |
|---|---|
| <ol style="list-style-type: none"> 1. Gesamtschau. 2. Zur Entwicklung des geopolitischen Bewußtseins. 3. Die Formkräfte des geschichtlichen Lebens. 4. Die Grundzüge der landschaftlich-völkischen Lebenseinheit. | <ol style="list-style-type: none"> 5. Die Dynamik des landschaftlichen Raumes. 6. Landschaft und Volkscharakter. 7. Der landschaftliche Hintergrund der Kultur. 8. Das Problem der Stadt. 9. Die erzieherische Bedeutung der Landschaftsverbundenheit. |
|---|---|

I. Gesamtschau

Auf allen Gebieten bricht heute die Erkenntnis auf von der Bedingtheit der Kraft unseres Daseins durch Raum, Landschaft und Boden. Diese Einsicht erwächst nicht aus theoretischem Geist, sondern entsteht durch die politische Aufgabe. Die starke politische Energie der Zeit sieht als eine der Grundgegebenheiten und Bedingungen ihrer produktiven Gestaltung den Raum, die Landschaft und den Boden, und sie richtet den Appell an die Wissenschaft, die existenziellen Zusammenhänge und Beziehungen zwischen dem Leben und der Kraft des Volkes und seinem Erdraum und Boden zu durchforschen. Das klare Wissen soll bewirken, daß der politische Zugriff sicherer, umfassender und weitsichtiger werde, als er es aus dem Instinkt heraus allein kann. Dieser gibt zwar den Anstoß, treibt die politische Tat und fällt oft die Entscheidung, aber in den Differenzierungen des gegenwärtigen völkischen Lebens vermag er allein nicht zu genügen und muß sich zu klarem Bewußtsein und Erkenntnis erheben.

Der Auftrag an die Wissenschaft richtet sich in diesen Fragenzusammenhängen nicht auf eine Neukonstruktion, auf Erfindung und künstliches System, sondern allein auf die Erforschung immanenter Wirksamkeiten, natürlicher Kraftfelder und Grundgesetze deutschen Lebens. Bei dem Zusammenhang unserer politisch-völkischen Existenz mit Raum, Landschaft und Boden handelt es sich nicht um ein künstliches Inbeziehungsetzen, sondern um die Aufdeckung natürlicher Wechselwirkungen und Bezüge. Das Bewußtsein der inne-

ren Zusammenhänge, das Verstehen der Wirklichkeit aus diesen Zusammenhängen bestimme dann in organischem Weiterleiten und Gestalten die politische Kraft der geschichtlichen Formung. Die Auswertung der Erkenntnisse für die Zukunft gibt diesen erst ihren eigentlichen Sinn. Hier liegt der Ansatz für die Aufdeckung der Formkräfte der Landschaft.

Die Bedeutung der Frage, die uns beschäftigt, wird erst erkannt, wenn man sie in ihrer ganzen Breite sieht. Das Wort von Blut und Boden darf nicht nur an den Neubau deutschen Bauerntums erinnern, sondern, wenn wir es als Grundbegriff des geopolitischen Bewußtseins — im weitesten Sinne dieses Begriffes — nehmen, dann bedeutet es eine unendliche Vielfalt auf das menschliche Dasein wirkender Kräfte. Wir skizzieren die Breite des Blickfeldes:

Der uns gegebene Raum ist uns Schicksal; — seine Oberflächengestalt lenkte politisches Geschehen; — seine Landschaft formte deutsches Volkstum; — der Boden gibt Nahrung, bedingt wirtschaftliche Lebensformen; — bevölkerungsbiologische Fragen hängen vom Verhältnis zum Boden ab; — die Landschaft ist unsere Heimat, und indem wir sie lieben, bestimmt sie unser Gemüt, sie spiegelt sich wieder in Kultur und Kunst, in Sitte, Brauchtum und Leben; — völkische Bodenverbundenheit ist Daseinsbedingung.

Weit umfassend ist die Formung des Volkes, die von Raum, Landschaft und Boden ausgeht. Diese Faktoren sind Basis, Kraftquelle und Formkraft unseres Daseins; politische Gestaltung und Menschenformung sind ohne sie nicht zu denken und nicht zu verstehen. Es liegen auf einzelnen Gebieten über diese Fragen schon reiche Erkenntnisse vor. Die Züge langer Arbeit gingen nebeneinander her. Jetzt ist die Stunde da, um die Zusammenschau vorzunehmen und das, was getrennt war, unter einen Blickwinkel zu stellen. Die Vielfalt der Formkräfte der Landschaft gilt es in ihrer inneren Einheit zu erkennen. Diese Überschau kann bei der Weite des Gebietes nur im Allgemeinen bleiben, sie kann nur andeuten und wird dem Spezialforscher im einzelnen keine Neueinsicht geben. Aber sie kann ergänzen, anregen, Zusammenhänge zeigen und den Blick weiten. Was auch hier not tut, das sagte Goethe einmal:

„Was der Beobachter treu und sorgfältig gesammelt hat, was ein Vergleich in dem Geist allenfalls geordnet hat, vereinigt der Philosoph unter einem Gesichtspunkt, verbindet es zu einem Ganzen und macht es dadurch übersehbar und genießbar. Sei auch eine solche Theorie, eine solche Hypothese nur eine Dichtung, so gewährt sie schon Nutzen genug: sie lehrt uns einzelne Dinge in Verbindung, entfernte Dinge in einer Nachbarschaft zu sehen, und es werden Lücken einer Erkenntnis nicht eher sichtbar, als eben dadurch 1).“

Dennoch soll eine Begrenzung die Betrachtung einschränken. Nicht Universalgeopolitik kann getrieben werden, sondern der Gedanke an das Gefüge des deutschen Raumes soll in erster Linie bestimmend sein. Wir denken uns als Aufgabe, das Gesicht des deutschen Volkes zu kennzeichnen, wie es in der Verschiedenartigkeit seiner Stämme zu einem Reiche wuchs. Die Stämme entfalteten sich in den landschaftlichen Räumen, wurden entscheidend mitgeformt durch sie. Was gilt es

1) Goethe, „Über die Bildung der Erde“ (um 1790), Werke, Jub.-Ausg., Bd. 40, S. 29—30.

zu beachten, wenn wir uns mühen, das Reich in seinen Landschaften und Stämmen zu charakterisieren? — das ist die Frage, deren Beantwortung hier unter dem Gesichtspunkt der Formkräfte der Landschaft stehen soll. Doch wagen wir auch den Sprung ins Allgemeine, selbst wenn uns heute die Erkenntnis der Blässe und Abstraktheit des Allgemeinen besonders nahe ist und die Gebundenheit alles politisch-geschichtlichen Daseins uns bewußter ist als je zuvor.

„Formkräfte der Landschaft“, wir meinen mit dem Begriff der Landschaft die Totalität geopolitischer Gegebenheit am besten zu umfassen. Die Begriffe Raum und Boden dagegen sind Teilbegriffe mit besonderer Bezogenheit. Der Begriff des Raumes, ursprünglich den Gebieten der Physik und Mathematik eigen, deutet auf eine umschlossene Einheit. Dem Raum ist die Umgrenzung eigen und die Abgeschlossenheit des ihm innewohnenden Gehaltes. Raum ist keine ursprünglich landschaftlich-geopolitische Kategorie. Der Lebensraum eines Volkes braucht sich nicht mit natürlichen Raumbildungen der Landschaft zu decken, sondern ist häufig genug von politischen Grenzen gebildet, deren Kraft in der Dauer geschichtlichen Werdens erhärtet, politisch von größerer Bedeutung ist als landschaftliche Raumbildung. Immer wieder allerdings wird die natürliche landschaftliche Raumstruktur in vielfältiger Beziehung ihre Einwirkung auf das völkische Leben erweisen. Der Begriff des Bodens bezeichnet die Erde, auf der wir leben, und aus der heraus Leben sich entfaltet, bezeichnet den Acker, der uns Frucht trägt, und bezeichnet die Schätze, die der Boden birgt und die menschlicher Industrie Anregung und Stoff geben. Gegenüber Raum und Boden ist „Landschaft“ der umfassendste und weiteste Begriff. „Landschaft“ umschließt Raumbildung und Boden, umschließt den Himmel über der Erde, das Klima; zur Landschaft gehören Berg und Fluß, Feld, Wald und Wiese. Wir gehen oder fahren durch die Landschaft, erleben die Natur der Landschaft und lieben sie als unsere Heimat. Dem deutschen Volke ist ein Lebensraum gegeben, aber Deutschland besteht aus Landschaften. Landschaft ist ein Gesamtbegriff, von dem aus die Vielfalt der ausstrahlenden Kräfte, von denen hier gesprochen werden soll, am besten zu erfassen ist.

Bevor an die Darstellung der Wirkungsweise der Landschaft gegangen wird, soll der Standort dieser Betrachtungsweise gesichert werden. Denn wir sind uns darüber im klaren und halten es fest, daß landschaftliche Betrachtungsweise nur einen Blickpunkt darstellt. Nur ein Faktor der Lebensgestaltung ist die Landschaft. Er steht neben anderen, in Wechselwirkung mit ihnen verflochten. Es muß versucht werden, das Verhältnis der verschiedenartigen Formkräfte zu kennzeichnen, die überhaupt am völkischen und individuellen Leben wirksam sind, und sie gegeneinander abzugrenzen. Dieser Aufgabe soll jedoch ein kurzer Blick auf die bisherige Entwicklung der wissenschaftlichen Frage nach den geschichtlichen Formkräften vorausgehen, um auch in der Vertikale den Standort unserer im weitesten Sinne des Wortes — geopolitischen Betrachtungsweise zu charakterisieren.

II. Zur Entwicklung des geopolitischen Bewußtseins

Wissenschaftliche Forschung, die Klarheit über das Wesen einer politisch-geistigen Erscheinung gewinnen will, stellt ihre Frage in dreifacher Richtung: 1. Sie stellt die Eigenart der Erscheinung selbst fest, bestimmt und kennzeichnet naturgetreu die Züge ihres gegenwärtigen Seins. Im „Verstehen“ dringt sie tiefer in ihre inneren Zusammenhänge ein. 2. Sie wird die Gegenwart dann besser begreifen können, wenn sie sie aus ihrem Werden heraus zu deuten sucht. Der Rückblick in die Geschichte, also auf den Entwicklungsweg zur Gegenwart, läßt erst die Gegenwart in ihrem „Sosein“ verständlich werden. 3. Die Frage richtet sich nun weiterhin auf die Kräfte, auf die Anlässe und Ursachen, die wirksam waren und den Verlauf der Entwicklung bestimmten. Erst die Antwort auf das „Warum“ einer bestimmten Entwicklung kennzeichnet deren innere Zusammenhänge. Erst der Durchstoß zur Frage nach den inneren bewegenden Kräften des geschichtlichen Lebens vermag zu einer Antwort zu führen, die produktive Bedeutung für die Zukunft hat. Wir begnügen uns heute nicht mehr mit der Tatsachenfeststellung und Aneinanderreihung von Einzelzügen, sondern fragen nach den bewegenden, leitenden und lenkenden Motiven, nach Grundmächten und nach Gesetzen, deren Wirksamkeit wir erkennen wollen, um sie dann auch wieder zu nutzen. Dieses ist die geistesgeschichtliche Perspektive, die schon lange entdeckt ist, aber heute unter der Forderung politischen Gestaltungswillens eine neue Bedeutung erhalten hat. Wir gehen zurück zu dem geschichtlichen Punkt, an dem sie in der Wissenschaftsgeschichte in Erscheinung trat.

Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts war ungeschichtlich, insofern sie den geschichtlichen Verlauf nur als einen Wachstumsprozeß der Vernunft ansah. Die Wirklichkeit des Lebens entsprach für sie dem ihr zugrunde liegenden Stande der Erkenntnis. Der menschliche Verstand ist ihr die Grundkraft der Bildung und Formung alles Lebens. Für Leibniz ist die menschliche Seele ursprünglich eine tabula rasa, deren Beschriftung durch Erziehung und Unterricht, das heißt also vor allem durch die „Aufklärung“ vor sich geht. In dieser rationalistischen Betrachtungsweise sind für unseren Zusammenhang vor allem folgende Irrtümer enthalten: Der Mensch wird nicht in seiner Ganzheit und seiner anlagemäßigen Bestimmtheit erkannt. Er wird ebensowenig wie das Volk als eine einmalige, geschichtlich zu verstehende Individualität gewertet. Es werden nicht die Zusammenwirkungen der formenden Kräfte im Leben erkannt. — Wohl hat aufklärerischer Wissenschaftsdrang reiches Forschungsmaterial auf den Gebieten der Völker- und Menschenkunde gesammelt, aber die Einsicht in den Zusammenhang der Formkräfte des geschichtlichen Lebens blieb dem Rationalismus verschlossen.

Mit der Wissenschaft des Sturm und Drang der Deutschen Bewegung bricht die geschichtliche Erkenntnis durch. Herder sieht die Verschiedenheiten der Rassen, Völker und Stämme, sieht sie individueller und geschichtlicher als sein großer Vorgänger Montesquieu. Er sieht sie nicht als zu überwindende Stufen eines weltgeschichtlichen Vernunftprozesses an, sondern sieht sie in ihrer Mannigfaltigkeit und Eigenart. Mannigfaltigkeit ist ihm der Ausdruck des Reichtums der Natur und Eigenart bezeichnet ihm das Wesen

menschlich-geschichtlicher Erscheinungen. Er sieht, daß diese nicht von der Vernunft getragen und bestimmt sind, sondern von einer Totalität von Kräften. Er fragt nun weiter nach dem Gesamtzusammenhang der formenden Kräfte, die dem Leben Gestalt geben, die Geschichte bewegen, die Völker formen, die Staaten bilden und das kulturelle Antlitz der Nationen prägen. Der unerhört geschichtliche Blick dieses ersten wirklichen Historikers im universalen Sinn erkennt nun sofort die Vielzahl der wirkenden Faktoren, die bei jeder Formung ineinander greifen. Er sieht das Klima, den Boden, die Lage, er sieht die Rasse, die Sprache, den geschichtlichen Ort, den politischen Impuls und die geistigen Energien. Überall deckt er „Triebkräfte“ geschichtlichen Lebens auf und sucht die „Bildung“ und Formung der Völker und Nationen aus ihnen zu erklären. Mit dieser Entdeckung des Totalzusammenhangs und der Vielfalt der Kräfte, die miteinander wirken und von denen den besonderen Bedingungen entsprechend jeweils die eine oder andere eine stärkere Bedeutung hat und kraftvoller hervortritt, steht er in der Kampffront zum Rationalismus der Aufklärung, der die Vernunft zur ausschließlichen und entscheidenden Formkraft gemacht hatte und an diesem Irrtum scheitern mußte. Für Herder wachsen Völker, Nationen und Staaten wie alle Lebewesen auf dem Erdenfleck, auf dem sie stehen und entfalten sich nach inneren Gesetzen und den ihnen innewohnenden und von außen wirkenden Kräften.

Hier sah Herder in ganz besonderer Weise immer wieder die Landschaft, das Klima, den Boden, die örtliche Lage, die jeweils aus ihrer Eigenart heraus eine bestimmte einmalige und eigenartige Gestalt einer Nation prägen. An der Vielheit der Nationen und Völker und ihrer Verschiedenheit haben die verschiedenartigen landschaftlichen Verhältnisse einen entscheidenden Anteil. Herders geopolitische Sehweise ist eine Gesamtschau — er sieht ebenso die wirtschaftlichen Einflüsse der Landschaft wie ihre strategische Bedeutung, er sieht ihre Formung der Volkscharaktere wie den Zusammenhang zwischen Landschaft und Kultur¹⁾.

Aus den Entdeckungen des erwachenden geschichtlichen Bewußtseins um die Wende zum 19. Jahrhundert entstand mit der „Historischen Schule“ eine bedeutungsvolle geschichtliche Forschung, die jedoch mit ihrer Verbreiterung und infolge positivistischer Einflüsse im 19. Jahrhundert Gefahr lief, zum Historismus zu werden. Dieser äußerte sich unter anderem darin, daß man sich mit der Tatsachenfeststellung und mit den äußeren Erscheinungen begnügte und die Frage nach den inneren bewegenden Kräften nicht mehr stellte.

1) Eine Darstellung von Herders Geschichtsphilosophie in unserem Sinn, unter geopolitischem Gesichtspunkt fehlt noch. Auszüge aus seinen Schriften, die geopolitische Gesichtspunkte enthalten, brachte diese Zeitschrift in Nr. 9 des X. Jahrgangs. — Eine gute Einführung in Herders Werk bietet die Auswahl in Nr. 33 der „Deutschen Reihe“ des Diederichs-Verlages: J. G. Herder, „Geist der Völker“. — Zur Charakteristik des geistesgeschichtlichen Umbruchs, der sich im ausgehenden 18. Jahrhundert durch Herder vollzog, vgl. meine soeben in den „Göttinger Studien“ bei Beltz (Langensalza) erschienene Schrift: „Der Kampf der deutschen Sturm- und Drangbewegung gegen den Rationalismus der Aufklärung.“

In der Mitte dieses 19. Jahrhunderts traten zwei neue, von besonderem Ansatz ausgehende historische Richtungen hervor. Der historische Materialismus und die Rassenforschung. Marx führte das gesamte geschichtliche Leben der Völker ausschließlich auf den Faktor der Wirtschaft und der Wirtschaftsinteressen der herrschenden Klassen zurück. Die Geschichte war für ihn ein von wirtschaftlichen Motiven bestimmter Klassenkampf und alle anderen Motive geschichtlichen Lebens waren demgegenüber sekundär. Einen wirklichen wissenschaftlichen Ausbau hat diese materialistische Geschichtsauffassung in Deutschland nicht gefunden und finden können, aber ihr Angriff gegen die von ihr sogenannten „idealistischen Geschichtsmethoden“ ist doch spürbar gewesen¹⁾.

Bedeutungsvoll wurde und wird heute vor allem für die Geschichtsforschung die Rassenkunde. Indem diese sich zur Rassenseelenlehre erhebt, kommt sie in die Lage, die rassischen Motive und Kräfte in den Erbanlagen der Völker als tragende und gestaltende innere Mächte zu erkennen und zu werten. Ein Ansatz, der auch schon bei Herder vorhanden war, wenn dieser von den „Geschlechtszügen“ sprach, findet heute seinen weiteren Ausbau und seine praktische Auswertung.

Jung ist die gleichfalls bei Herder schon angelegte „Geopolitik“, die sich heute durch ihre früheren Einseitigkeiten und durch vielfache Verkennungen — als „Materialismus“ — „Milieutheorie“ — „Historismus“ — „Zwischenwissenschaft als geographisch-politische Betrachtung“ — „Dienerin der Politik“ — durchgekämpft hat. Heute ist sie gemeinsam mit der Rassenseelenlehre als grundlegende Betrachtungsweise anerkannt und ist auf das engste verknüpft mit raumforschenden und raumschaffenden und raumgestaltenden Kräften im neuen Staat.

III. Formkräfte geschichtlichen Lebens

Wenn wir den Standort der geschichtlichen Betrachtungsweise, die die Formwirkungen der Landschaft hervorhebt und kennzeichnet, sichern wollen, dürfen wir nicht an dem Versuch vorbeigehen, die anderen formenden Kräfte zu skizzieren und ihr gegenseitiges Verhältnis zu kennzeichnen. Ein Versuch und flüchtige Skizzierung kann dies nur sein, da diese Fragen wissenschaftlich in den Anfängen liegen und über letzte Fragen das Dunkel an entscheidenden Stellen kaum zu lichten sein wird. Wissenschaftliche Hypothesen, auf einseitigen Standpunkten verfestigt, werden hier noch lange gegeneinander stehen und nicht zum mindesten gerade dadurch die Forschung weitertreiben und der größeren Klarheit entgegenführen. Wir wollen „sine ira et studio“ das Gesamtfeld zu überblicken versuchen.

Als in einer eigentümlichen Spannung stehend müssen landschaftlicher Raum und menschliche Rasse angesehen werden.

1) Vgl. die Auseinandersetzung zwischen der Geopolitik und der marxistischen Geschichtsauffassung in Heft 10 des IX. Jahrgangs dieser Zeitschrift (1932).

Beide tragen sie den Charakter der Ursprünglichkeit und einer relativen Konstanz. Beide wirken sie aufeinander, formen aneinander und behaupten sich doch aus innerer Kraft und eigenem Gesetz.

An einem Anfang ist Himmel und Erde da. Auf der Erde ist Leben, ist Wachstum und organische Entfaltung. Das Leben und das Wachstum sind bedingt durch den landschaftlichen Raum. Dem Boden entsprechend entwickeln sich die Pflanzen; Tierleben ist gleichfalls durch die Landschaft bedingt. Geologische und klimatische Veränderungen bewirken Veränderungen der Organismen. Die Natur der Erde ist die Basis alles Lebens¹⁾. In der Weiterführung dieser organischen Betrachtungsweise könnte man dazu kommen, nun auch den in diesem organischen Leben vorhandenen Menschen in seinem Wesen und in der Art seiner Ausprägung völlig auf den landschaftlichen Raum zurückzuführen. Dieser Versuch ist wiederholt gemacht worden und bedeutet die Leugnung der Rasse. Diese wird dann restlos erklärt als ein Ergebnis der landschaftlichen Einwirkungen, ohne eine eigene, selbständige, sich in der Erbanlage behauptende innere Substanz. Man kommt dann dazu, zu sagen:

„Wir wollen und dürfen nicht verkennen, daß die vielgerühmten Charakteranlagen eines Volkes und einer Rasse erst ein Produkt der Erziehung durch die Natur sind! Jahrhunderte- und jahrtausendelange Anpassung an die jeweiligen Zufälligkeiten der natürlichen Umgebung konnte überhaupt erst die rassischen Charakteranlagen entstehen lassen und ausbilden; ja, es hat durchaus den Anschein, als ob in dieser Einsicht das geopolitische Moment des Raumes von viel größerer Bedeutung ist als die jeweilige Rassezugehörigkeit²⁾.“

Diese eben wiedergegebene Ansicht muß als Verabsolutierung eines einseitigen Standpunktes bezeichnet werden. Wir leugnen sie, nicht weil sie der heute herrschenden Weltanschauung widerspricht, sondern weil unvoreingenommene Beobachtung und Forschung ihre Irrtümlichkeit offenbaren. Wir erkennen vielmehr eine ursprüngliche Stetigkeit der Rasse, die ihre Eigenart und ihren Stil hat und bewahrt, den Einwirkungen ihrer Umwelt und Landschaft zum Trotz. Rasse ist auch nicht als eine Summe von irgendwie miteinander verflochtenen Eigenschaften zu bezeichnen, sondern ist ein inneres Gesetz, das einer bestimmten Menschengruppe innewohnt und nicht nur eine gewisse Einheit der äußeren Gestalt bestimmt, sondern vor allem ihre innere, seelisch-geistige Form. Innerhalb dieser Grundgesetzlichkeit des Wesens können sich sehr verschiedenartige Charaktereigenschaften herausbilden, ohne daß damit die rassische Substanz gewandelt würde. Es gibt nomadische Völker, die ihr Nomadendasein nicht aufgegeben haben, auch wenn immer wieder bestimmte Verhältnisse der Umwelt Anlaß zum Wandel der Lebensform hätten sein „müssen“. Rassen haben sich behauptet und

1) Vgl. Alexander Supan, „Grundlage der physischen Erdkunde“. Herausgeg. von Obst. 8. Auflage. Berlin.

2) Richard Hennig. Vgl. die Auseinandersetzung zwischen ihm und der „Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik“ in Heft 1/1935.

ihren Stil gewahrt, allen Einwirkungen wechselnder Umgebung zum Trotz. Der Rasse ist ihr Dasein in den großen Linien vorgeschrieben, innerhalb deren es freilich einen weitgehenden Spielraum gibt, der im Verlaufe des geschichtlichen Lebens die verschiedenartigsten Ausprägungen ermöglicht.

Die Geschichte hat sich ja nicht unmittelbar als Rassengeschichte abgespielt, sondern als Geschichte von Nationen, von Völkern und Stämmen und von übergreifenden geistigen und geistlichen Mächten. Große Rassengruppen differenzierten sich zu geschichtlichen, nationalen Einheiten, deren jede ihre Sonderausprägung, ihren eigenen Charakter erhielt und ihr eigenes Schicksal erfahren mußte. Auf der geschichtlichen Ebene sind die Auswirkungen der Rasse, ebenso wie die Einwirkungen der Landschaft erst greifbar und ihre Gesetzmäßigkeit sieht transparent durch das geschichtliche Geschehen hindurch. In der Geschichte konkretisiert sich die Rasse und in ihr modifiziert sie sich erst. Das macht ihre Erforschung so schwierig und erklärt ihre bisherige Verknennung.

Auf der Ebene des geschichtlichen Lebens stehen Mensch, Volk und Landschaft im Wechselverhältnis. Die Landschaft ist der Boden, auf dem das Leben sich vollzieht, der Nahrung gibt, und sie ist Objekt des vitalen Lebensinteresses des Volkes. Der landschaftliche Raum ist eine Grundgegebenheit, in der sich der Mensch einzurichten hat und mit der er zugleich den Kampf aufnimmt. Denn er befindet sich nicht in paradiesischem Zustand und begnügt sich nicht mit den Gegebenheiten, sondern er greift die Landschaft selbst an, unterwirft sie sich, wandelt sie und nutzt sie. Die Geschichte ist das großartige Schauspiel der Umformung und Wandlung des landschaftlichen Antlitzes weiter Strecken der Erde, auf denen aus der Naturlandschaft eine Kulturlandschaft gemacht ist. Die aktiven menschlichen Kräfte betätigen sich an den Gegebenheiten des natürlichen landschaftlichen Raumes, entwickeln sich an ihnen und steigern sich an den Widerständen. In welcher Weise sich eine Menschengruppe in einem Raume einrichtet, ihn hinnimmt oder nützt und mehr oder weniger auswertet den Möglichkeiten entsprechend, — das hängt von der rassischen Eigenart und Energie ab, mit der diese Menschengruppe geladen ist. Doch kommen wir damit schon in die geopolitische Spezialfrage und weichen der Frage nach den geschichtlichen Formkräften aus.

Aus der rassischen Substanz eines Volkes erwachsen sehr verschiedenartige Strebungen, Wirkungsrichtungen und Eigenschaften. Sie sind ursprünglich, wachen in einer geschichtlichen Stunde auf, erheben sich plötzlich und gestalten. Das Wirtschaftsstreben und der Besitzwille sind elementare, im vitalen Lebensinteresse begründete Kräfte. Auf sie ist weitgehend geschichtliches Leben und geschichtliche Formung zurückzuführen. Das Wirtschaftsstreben beruht auf einem primären Anspruch und doch ist es nicht, wie der historische Materialismus behauptete, der einzige und entscheidende Grundtrieb des geschichtlichen Lebens. Selbst-

ständige geistige Triebkräfte treten daneben auf. Religiöse Bewegungen und Weltanschauungen haben die Kraft, Völker innerlich und äußerlich in Bewegung zu bringen. Geistige Ideen erheben sich, formen die Eigenart und das kulturelle Antlitz der Nationen in bestimmtester Weise und sind imstande, zu Kriegen und großen Völkerbewegungen zu führen. Die inhaltlichen Motive des geschichtlichen Lebens steigern sich in den seltenen historischen Augenblicken der Staatenbildung. Das Ethos des staatspolitischen Handelns erleben wir heute in seiner ganzen Mächtigkeit, die über unser Volk durch die Persönlichkeit des Führers kommt. Das „Politisch-Werden“ unseres Volkes bedeutet den stärksten Grad völkischer Formung und ruft in kurzer Zeit mehr Wandlung hervor als lange ruhige unpolitische Zeiten¹⁾.

Die geistig-politischen Motive des geschichtlichen Lebens müssen als eigener, eigenständiger Bereich der Formkräfte gewertet werden. Wenn sie auch im Grunde, wie schon gesagt, auch auf rassische Gesetzlichkeiten zurückzuführen sind, so ist doch ihre Gestalt und Form, in der sie in einem Augenblick der Geschichte auftreten, eben von dieser bestimmten geschichtlichen Stunde diktiert. Sie stehen in einem großen Zusammenhang, aber ihr Wesen besteht in der bestimmten Entscheidung, die in einer konkreten Lage getroffen wird und die nie bis ins einzelne vorbestimmt ist. Daß in diesen Bereich der Formkräfte auch die Landschaft einwirkt und daß mit ihren Faktoren gerechnet werden muß, braucht an dieser Stelle nur angedeutet zu werden.

Es muß nun noch ein bedeutungsvolles Moment geschichtlichen Lebens gekennzeichnet werden, das häufig verkannt und in einseitiger Stellungnahme abgewertet wird. Es handelt sich nicht um eine weitere seelische Grundkraft, sondern einfach um die Tatsache des Nebeneinanderwohnens und Sichberührens menschlicher Gemeinschaften. Indem wir uns an Herders Geschichtsphilosophie anschließen, sprechen wir von der „Reibung“. Herder sah vor allem in seiner genialen Schrift von 1774 „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“, daß dort eine ganz besondere Produktivität geschichtlichen Lebens erzeugt wird, wo eine Begegnung von Verschiedenem stattfindet. Wo Kräfte sich aneinander „reiben“, aufeinanderprallen, miteinander im Kampfe liegen und sich durch Austausch und Wechselwirkung gegenseitig befruchten, zeigt die Geschichte einen Auftrieb. Damit hat Herder eine tiefe Wahrheit erkannt; es braucht nur auf den Gang der deutschen Geschichte hingewiesen zu werden, um die Bedeutung der „Reibung“ im Positiven und Negativen zugleich zu verdeutlichen²⁾.

Völker und Stämme, denen infolge ihrer räumlichen Lage der Austausch mit Nachbarn nicht möglich war, sind oft genug zu unfruchtbarer Einseitigkeit und

1) Vgl. die ausgezeichnete neue Darstellung des Wesens des Politischen bei Hans Freyer: „Pallas Athene. Ethik des politischen Volkes.“ Jena.

2) Vgl. K. Th. Strasser „Niedersachsen und das Reich“, Hamburg 1934, Seite 34. „Auch müssen wir unbedingt tiefer sehen und die Gesetzmäßigkeit der menschlichen Natur (ob des Einzelnen oder des Volkes) erkennen, die sich stets gerade an Fremdartigem und Entgegengesetztem reibt und bis zur Fruchtbarkeit entzündet.“

Stagnation aller Kräfte verurteilt worden und aus dem Wettkampf der wahrhaft geschichtlichen Völker ausgeschieden. Umgekehrt haben Überfremdungen und Mischungen eine Ertötung der Eigenart herbeigeführt, die ebenfalls Völker für Zeiten oder für immer vom Schauplatz der Geschichte ausschied. Produktiv und förderlich aber war immer die gesunde Reibung der Völker aneinander — der lebendige Austausch — der edle Wettstreit. An vielen Erscheinungen des geschichtlichen Lebens — sowohl in Charakterzügen der Stämme und Völker in Sprache, Sitte, in kulturellen Werken wie in der allgemeinen Denkart erkennt man Züge eines fremden Einflusses, der häufig die Bedeutung einer Befruchtung gehabt hat.

Wir versuchten, in diesem Abschnitt in die Vielfalt geschichtlicher Faktoren eine Ordnung zu bringen und ihr Verhältnis zueinander in kurzen Zügen ganz im allgemeinen zu umreißen. Es gilt, bei konkreter Untersuchung im Einzelfall die Möglichkeiten vielfältiger ursächlicher Kräfte offen im Blick zu behalten und die faktisch wirksame Kraft zu entdecken und hervorzuheben. Oft genug ist der Blickwinkel des Forschers nur von einem Gesichtspunkt bestimmt und merkwürdig verkennt er die Lebendigkeit geschichtlichen Lebens in ihrer vielfältigen und doch nicht wirren Durchdringung und sieht nur immer sein Motiv, unter das er das gesamte Leben zu stellen geneigt ist. Er sieht nicht die Wechselwirkung verschiedenartiger Kräfte, ihr Ineinandergreifen und Sichdurchdringen. „Wechselwirkung“ ist eine der großen Grundkategorien geschichtlichen Lebens. Fichte hat sie zum erstenmal herausgestellt und damit gezeigt, daß nicht, wie die Aufklärung meinte, ein Motiv des Lebens sich logisch aus dem anderen entwickelt; vielmehr ist Leben eine Spannung verschiedener Kräfte, die miteinander im Kampfe liegen, aufeinander einwirken, sich durchdringen, verschmelzen und sich überwinden. Die Spannung gerade ist das Leben, und wenn wir dieses in und an seiner Geschichte erkennen wollen, müssen wir es in seinen Spannungen der heterogenen Kräfte und in den Wechselwirkungen zu greifen suchen.

Auf dieser Basis allgemeiner Ausführung soll im folgenden in bewußter Beschränkung die eine wichtige Formkraft des Lebens: die Landschaft herausgehoben und in ihrer vielfältigen Wirkungsweise gekennzeichnet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Deutsche Raum

W. LUTHARDT:

Neuerungen im Verkehrsflug und ihr Einfluß auf die Bodenorganisation und die Landesplanung

Unter den Luftbeförderungsmitteln sind zwei Hauptarten zu unterscheiden: solche schwerer als die Luft und solche leichter als die Luft, nämlich Flugzeuge und Luftschiffe.

Die Flugzeuge bieten höhere Reisegeschwindigkeit und Einsatzbereitschaft.

Die Luftschiffe sind räumlich ausgedehnter, fliegen langsamer und sind für verwöhnte Reisende geeigneter.

Der Landesplaner, ebenso wie der Städtebauer hat beide gleich zu beachten. Beide haben in letzter Zeit gewaltige Fortschritte gemacht.

Im Flugzeugbau ist für die überall durchgeführte Verkehrsbeschleunigung der Erneuerung des Flugzeugparks vordringlich. Besonders auch deshalb, weil Amerika mit großer staatlicher Unterstützung starkmotorige schnelle Flugzeuge baut, die von anderen europäischen Gesellschaften gekauft und eingesetzt werden. In den USA. ist das einmotorige, in Deutschland das mehrmotorige Flugzeug mehr in Verwendung. Das letztere ist bei Ausfall eines Motors wichtig und zweckmäßig. Die Sicherheit des Verkehrsfluges gewinnt hierdurch. Aber die amerikanischen Flugzeuge mit ihren stärkeren Motoren und größeren Leistungsreserven haben einen besseren Start. Für die Landung verfügen sie über besonders kräftige Radbremsen. Die Folge ist in Deutschland eine Verlängerung der Rollfelder und eine stärkere Herabzonung der Bebauung in der Umgebung der Lufthäfen. In Deutschland ist der Einschwebewinkel mit 1:15, in den USA. mit 1:7 vorgeschrieben. Bei der Auswahl und Ausbau der Lufthäfen sind diese Zahlen von ausschlaggebender Bedeutung.

Die Ju 52 der Deutschen Lufthansa mit ihren einzigartigen Schwerölmotoren entwickelt eine Geschwindigkeit bis 250 km und hat sich für Langstrecken außerordentlich bewährt. Man kann damit Berlin—London in einem Tag hin und zurück fliegen; vor kurzem sind drei dieses vorzüglichen Typs nach Südafrika verkauft worden. Dem Ausland gegenüber haben wir mit Ju 52 einen großen Vorsprung. Zur Zeit läuft in Frankreich ein Preisausschreiben, um diese Leistung einzuholen.

Früher baute man Verkehrsflugzeuge vielfach in Holzschalenbauweise. Jetzt wird ausschließlich Metallbauweise mit Schweißnähten angewendet. Duralumin und Dieselmotoren beherrschen das Feld.

Der Dornier-Wal ist das ausgesprochene Wasserflugzeug und auch mit dem Katapult verwendbar. Dabei ist er sehr bequem und beim Niedergehen auf dem Wasser ganz sicher.

Das große Ziel ist in der ganzen Welt die Verkürzung der Flugzeiten. Auch hier hat Deutschland einen gewaltigen Vorsprung durch Einsatz unserer Verkehrs-Blitz-

flugzeuge, in erster Linie der neuen Heinkelmaschinen. He 70 ist unübertroffen in seinen Leistungen. Es fliegt erheblich mehr als 300 km in der Stunde, fliegt in 90 Min. von Berlin bis zum Rheinland, in 6 Stunden von Griechenland nach Berlin. Es ist den stärksten Stürmen spielend gewachsen, erreicht doch nur selten der stärkste Sturmwind 100 km. Ehe sich eine Bö oder ein Luftloch auswirkt, ist He 70 schon enteilt.

Das Autogiro des Spaniers de la Cierva, ein Windmühlenflugzeug, hat den Vorzug, auf kleinstem Raum landen zu können, und zwar in sehr steilem Winkel. Auch zum Start benötigt es nur 20 bis 50 m. Es bietet zwar größte Sicherheit, aber keine horizontale Fortbewegungsmöglichkeit. Deshalb kommt es weder als Verkehrsflugzeug noch als Erkundungsflugzeug oder Angriffsmittel in Frage. Wegen seiner Eigenschaften kann es aber sehr wohl den Fesselballon ersetzen.

Im übrigen besteht im Flugzeugbau große Mannigfaltigkeit; fast täglich kommen neue Typen mit Verbesserungen heraus, jedoch keine solche grundlegende Änderungen, daß sie einen Umbau der Flughäfen fordern.

Eine noch größere Mannigfaltigkeit wie im Flugzeugbau herrscht in der Anlage der Flughäfen. Auch wird immer noch von betrieblicher und wirtschaftlicher Überorganisation gesprochen, hervorgerufen durch Nebeneinanderarbeiten vieler Dienststellen. Aber hier ist mit einem zielbewußten Durchgreifen unseres Luftfahrtministeriums zu rechnen. Wenig allerdings wird es ändern können an den Bauwerken der letzten Jahre vor dem Umbruch. Im Gegensatz zu den nordamerikanischen Flughäfen besitzen wir immer noch keine Normung der Hallenbauten mit ihren Hallentoren, der Rollbahnen u. a. In den letzten Jahren sind Hallentore bis zu 70 und 80 m Spannweite entstanden, deren Binder allein ein Vermögen verschlangen; ja, eine Großstadt hat sogar den Bau einer Flughalle mit großen Toren an allen vier Seiten durchgeführt, ohne ein Rezept beizufügen, wie beim Drehen des Windes die Vorteile in der mit Flugzeugen vollbepackten Halle ausgewertet werden sollen.

Mustergültige Einrichtungen für die Abfertigung der Passagiere zeigt der Londoner Flughafen in Croydon. Zu- und Abgang sind scharf getrennt, die Abfertigungsräume liegen nebeneinander, die Abwicklung erfolgt bei dem überaus regen Verkehr wie am laufenden Band.

Größte Sicherheit für die Fluggäste erreichen amerikanische Flughäfen, indem sie zwischen Wartehalle und Flugsteig teleskopartige, allseitig gedeckte und geschützte Metallübergänge anlegen, die je nach der Windrichtung drehbar sind und die Passagiere dadurch gegen Unwetter und Unfälle schützen.

Noch besser sind unterirdische Zugänge in Tunnels, also zweigeschossige Anlagen bis zu den Flugsteigen, welche gleich mit den auf keinem Flughafen mehr entbehrlichen Luftschutzanlagen verbunden werden; sie bieten die allergrößte Sicherheit, und ihnen gehört die Zukunft.

Die wirtschaftlichste Grundform der Flughafen ist der Kreis oder die des Viereck. Die von Frankreich stark propagierte keilförmige Anordnung der Hallen in der Mitte der Plätze hat sich nirgends eingebürgert.

Mit Gewißheit wird die Zukunft wohl eine Trennung der Rollbahnen in Start- und Landebahnen bringen. Für den Bodenverkehr sind dann außerdem besondere Rollwege erforderlich. Da der Seitenwind nicht über $22\frac{1}{2}^{\circ}$ betragen darf, ist der Höchstabstand der Rollbahnen im Winkel von 45° möglich. Bei der Ausführung wird man besser einen geringeren Winkelabstand wählen.

Größe des Rollfeldes und Anschwebewinkel bestimmen den Umfang des Flughafens, was übrigbleibt vom Raum, bleibt für die Bebauung der Umgebung. Luftfahrthindernisse, wie Schornsteine, Funktürme, Höhen in der Nachbarschaft, sind zu beleuchten, sie schließen in Zukunft die Benützung des Hafens für den großen Nachtverkehr aus.

Die Notwendigkeit des Nachtflugs hat eine große Entwicklung der Beleuchtungsanlagen gebracht. Man unterscheidet:

die Nachtbefuerung der Flughäfen, meist in der Beleuchtung der Rollfeldgrenzen mit roten Neonröhren bestehend,

die Ansteuerungsfeuer der Flughäfen mit einem bestimmten Blinklicht und die Streckenbeleuchtung der Nachtstrecken mit Leuchttürmen, die in bestimmten Abständen dem Flugzeug durch Blinklicht den Weg zeigen.

War früher, bis vor einigen Jahren, bei Sturm und Nebel das Warten auf den Flugplätzen ganz gewöhnlich und dann infolge Startverbots eine Absage für den ganzen Tag häufig, so sind jetzt Bodennebel und atmosphärische Einflüsse gänzlich überwunden. Der Start erfolgt heute zur vorgeschriebenen Zeit durch Wolken und Nebel. Die Funkstelle holt die Maschine aus den Wolken über dem Zielflughafen herunter. Funknavigation und Funkpeilung überwinden die Nebel- und andere Gefahren.

Der Blindflug beherrscht das ganze Flugwesen. — Der Blindflug wirkt sich so aus, daß über dem vollkommen unsichtbaren Flughafen in Richtung auf das Peilhaus gewissermaßen in die Luft eine Schneise gelegt wird, in die das Flugzeug gelotst wird und aus dieser Schneise so heruntergeholt wird, daß es am Anfang der Rollbahn auf den Boden gesetzt wird. Lufthindernisse machen deshalb in Zukunft einen Flughafen unbrauchbar.

Auch die automatische Flugzeugsteuerung ist jetzt schon möglich; jahrelange mühsame Versuche haben auch hierin zum Ziel geführt.

Blindflug in Verbindung mit dem neuzeitlichen Strecken- und Wetterdienst haben demnach Anlage und Ausbau der Flughäfen weitgehend geändert.

Die Pflege des Luftblicks kann die Abneigung weiter Kreise gegen das Fliegen vermindern. Wir sind von der Eisenbahn in ästhetischer Beziehung sicher nicht verwöhnt. Bei der Einfahrt in die schönsten deutschen Städte finden wir meist die

häßlichsten Städtebilder. Besser sind die Eingänge zu den Städten bei den Autobahnen und den Reichsstraßen. Ja, es werden wieder Aussichtsstraßen gebaut, wie die Alpenstraße.

Der Verkehrsflug kann die Fehler der Eisenbahn leicht vermeiden und die ästhetischen Anforderungen an eine Reise gegenüber den Aussichtsstraßen sicher steigern und zum höchsten Genuß ausbilden. Ja, er bringt uns landschaftliche Schönheiten vor die Augen, die andern Verkehrsmitteln völlig und ständig versagt sind. Der Luftweg zeigt uns Gegenden, die sonst kein Reisender zu Gesicht bekommt.

Herrlich ist der Flug nach Oslo über Ost- und Nordsee entlang den reichgegliederten unwegsamen Schären und Fjords.

Die Luftlinie Amsterdam—London, entlang dem Badestrand in Holland, Belgien und Nordfrankreich, zeigt über der vierarmigen Maasmündung vier unzugängliche Inseln in höchster Gartenkultur.

Die Luftlinie nach dem Balkan entlang der Donau dagegen zeigt das wegelose, rot gefärbte Mazedonien in seiner unkultivierten natürlichen Schönheit mit seinen Clans und Tschiftlik.

Der Überflug über die Alpen oder die deutschen Mittelgebirge, oder am Gebirge entlang fliegend und die ganze vielfältige Form aufnehmend in ständig wechselnden Bildern, wird dem unvergeßlich sein, der das einmal mit wachen Sinnen genoß.

Diese Luftbilder, das Erleben und Erfassen der schönen Heimat müßten, volkstümlich gemacht, die Abneigung gegen das Fliegen überwinden helfen.

Das deutsche Streckennetz vom Jahre 1923, verglichen mit dem von 1935, zeigt die gewaltige Verdichtung des Luftverkehrs. In diesem Jahre sind neu:

die Blitzstrecken von Berlin nach Köln, Frankfurt und Hamburg. Neu sind ferner drei Verbindungen täglich von Berlin nach London, eine Linie Oslo—Kopenhagen—Hamburg—London, eine Linie Amsterdam—Frankfurt—Mailand und schließlich eine Linie London—Köln—Halle/Leipzig—Prag—Wien.

Vom Europeanetz sagt Paquet: das Festland fällt zur Zeit in Grenzen auseinander, als ob es Abgründe wären. Aber die Flieger wissen, daß es keine ewigen Abgründe sind. Durch die Fluglinien wird Europa zusammengeschürzt, sie machen ein Ganzes aus dem zerstückelten, von Grenzen zerrissenen Festland, dessen Verkehrsstern mit seinen Strahlen überall das Meer trifft. Jede Fluglinie ist ein Sprungbrett ins Meer. — Zu beachten sind die polnischen Linien zwischen Riga und Saloniki; die französische Linie bis Konstantinopel; Italien mit vielen Linien ins östliche Mittelmeer. — Infolge Devisenknappheit sind unsere Linien meist unbesetzt. Aber wenn sie behoben ist, wird sich zeigen, daß unsere Sprungbretter an der richtigen Stelle angesetzt sind.

Im Weltflugnetz sehen wir Frankreich in bisher erfolgloser Konkurrenz mit unserer fabelhaften Lufthansa-Linie nach Südamerika, die in drei Tagen je 40000 Briefe allwöchentlich befördert. Das Mittelmeer, jetzt in 3—4 Stunden überflogen,

hat seine Rolle als Grenze zwischen Kontinenten ausgespielt. Im „Völkischen Beobachter“ war dieser Tage treffend Afrika als Randsiedlung Europas bezeichnet. Belgien hat eine Linie nach dem Kongo, Frankreich eine Linie nach Kamerun und Madagaskar eingerichtet, und England befliegt Kairo-Kapstadt. Dann sind noch zu erwähnen die Anfänge englischer, französischer und holländischer Linien nach Indien, Ostasien und Australien.

Berlin liegt nicht im Schnittpunkt, obgleich durch seine Lage dazu prädestiniert. Aber das kann sich ja schnell ändern.

In den Zeitungen sind oft die durch Armstrong geplanten schwimmenden Inseln für Landflugzeuge mit 100×500 m Plattform und einem Bauaufwand von je 500 Millionen Dollar als schwimmende Stützpunkte für den Transoceanverkehr erwähnt. Trotz aller Reklame ist noch keine ausgeführt. Durchgeführt aber durch die Deutsche Lufthansa sind die schwimmenden Stützpunkte auf der Südamerika-Linie, Schwabenland und Westfalen, sie sind sicher beweglicher, billiger und sicherer wie jene künstliche Inseln. In absehbarer Zeit ist auch im Passagier- und Frachtflug mit einem Ohnehalt bis 4000 km zu rechnen. Aber nicht Rekorde machen den Wert des Flugdienstes aus, sondern Sicherheit, Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit, und dazu mag festgestellt werden, daß die Deutsche Lufthansa mit Unterstützung einer guten Bodenorganisation, z. B. auf allen bisherigen Südamerikaflügen, die planmäßigen Flugzeiten nicht nur eingehalten, sondern meist unterboten hat.

Die Verkehrssicherheit voran. Müßig den Streit zwischen Luftschiff und Flugzeug aufzunehmen, beides ist nötig.

Überall in der Welt wird an der Weiterentwicklung des Luftverkehrs fieberhaft gearbeitet. Daß Deutschland nicht ins Hintertreffen gerät, dafür bürgt der Geist des neuen Deutschland und die Tatkraft seines Reichsministers für Luftfahrt. Die Olympiade 1936 steht vor der Tür. Der deutsche Luftsport wird unter dem Grundgedanken der Gemeinschaftsleistung im Flugwesen den Beweis für Volksbetätigung und damit Volkserziehung erbringen. Der deutsche Verkehrsflug wird nicht zurückstehen, dafür sorgt in vorbildlicher Weise die Deutsche Lufthansa. Die Bodenorganisation darf nicht zurückbleiben, sie muß sich anpassen und entwickeln. Der Landesplaner und Städtebauer wird sich mit den Forderungen des Verkehrsfluges vertraut machen, damit in Zukunft Fehlleitungen vermieden werden. — Die Verkehrswege bilden das Gerippe für alle Landesplanungen. Zu den neuzeitlichen Verkehrsmitteln gehört der Verkehrsflug. Eine Zusammenarbeit ist deshalb unerläßlich. Ein Wirtschaftsplan ohne Berücksichtigung des Luftverkehrsnetzes mit seinen vielfachen Beziehungen ist unvollständig. Deshalb müssen wir die Forderungen des Verkehrsfluges erkennen und in unsere Pläne einarbeiten. Wir dienen dadurch der Landesplanung und der deutschen Luftfahrt.

Dienst an der deutschen Landesplanung und an der deutschen Luftfahrt aber ist Dienst an Volk und Reich.

H. ZEHENTBERGER:

Stall oder Staat?

Wilhelm Seddin: Haustier Mensch? Von der Umweltshörigkeit zum Rassebewußtsein. Reichswart-Verlagsgesellschaft 1935, 64 S.

„Die Geopolitik ist falsch...“ Das ist, in kurzen Worten, was uns der Verfasser unter seinem Decknamen sagen will. Es ist sonst nicht unsere Aufgabe, den Anonymus zurechtzustellen. Aber es scheint, als ob der Deckname des Verfassers aus jenem ehrwürdigen Fürstengrab von Seddin aufgestiegen sei, aus einem der eindringlichsten Zeugnisse germanischer Raum- und Zeitüberwindung. Und diesem Geist wollen wir uns stellen.

Leider muß zuerst festgestellt werden, daß Seddin seinem Gegenstand schon hinsichtlich des Gebrauchs seiner gedanklichen Werkzeuge nicht gerecht wird. Das folgende dickgedruckte Argument:

„Daß aber auf dem Mond keine Staaten sind, ist keine geopolitische Erkenntnis, sondern eine Tatsache, die sich daher herleitet, weil auf dem Mond keine Menschen leben können“,

kann die Fassungslosigkeit begründen, mit der wir manchmal den Schlußfolgerungen Seddins gegenüberstehen. Wir erfinden aus dem Handgelenk ein Gegenargument:

„Daß aber noch niemals ein Volk seinen Staat in die Luft bauen konnte, sondern immer nur auf den Erdboden, ist keine Erkenntnis des Verfassers, sondern kommt von der Schwerkraft.“

Aber wir sehen, so geht es nicht. Um auf dem knappen, zur Verfügung stehenden Raum unseren Standpunkt gegen Seddin einzunehmen, können wir uns nicht enthalten, die hauptsächlichsten seiner Angriffe und — Fehlgriffe in kurzen Worten anzuführen:

„Die Geopolitik aber degradiert den Menschen zum Haustier eines Raumes bzw. eines Organismus, nämlich dem Staat, der gar kein Organismus ist.“

„Die Geopolitik baut sich... auf falschen Voraussetzungen auf. Sie ist aber geradezu gezwungen, aus dem Staat einen Organismus zu machen, weil sie ja lediglich die Landschaft sieht und nicht das Volk. Dadurch aber schaltet sie den Menschen und die Rasse aus und wird lediglich zu einer Neuauflage der Milieutheorie.“

„Für die geschichtliche Zeit sind die geopolitischen Faktoren viel wichtiger gewesen als heute (!)... geopolitische Faktoren sind (heute) gänzlich unmaßgeblich.“

Und zum Schluß:

„Die schönsten Räume und das schönste Klima helfen nichts, wenn kein Volk da ist.“

Die Richtigkeit der letzten Feststellung wird niemand zu verneinen wagen! Aber wozu dieses Einschlagen offener Tore? Wir kommen ihm näher, wenn wir die Gliederung der Seddinschen Schrift betrachten:

A. Geopolitik des Christentums.

B. Raumpolitik gegen völkische Bodenpolitik?

C. Was ist Reaktion?

Das Fazit aus A und B sieht Seddin in dem Satz: „Es handelt sich also bei einer gewissen Geopolitik lediglich um ein ähnliches Gebilde in politischer Hinsicht, wie bei der Kirche in weltanschaulicher Hinsicht.“ Das bedeutet natürlich restlose Ablehnung. Wenn aber Seddin behauptet, die Geopolitik hätte die Weltreligionen „übersehen“, so beweist das nur schlechte Unterrichtung (siehe u. a. Kjellén-Haushofer, Raumüberwindende Mächte). Sich mit der Seddinschen „Geopolitik des Christentums“ auseinanderzusetzen, ist nicht die Aufgabe einer Besprechung. Anders aber ist es, wenn er versucht, die Geopolitik mit „Reaktion“ gleichzusetzen: Zu den Reaktionären „gehören auch gewisse Geopolitiker. Zum Begriff des Reaktionären gehört deshalb auch der Staat als Lebewesen, als Organismus... Reaktion heißt also Leugnung des Blutes, Milieudenken, Kirchentum, Konfessionen, Liberalismus, Individualismus, christlicher Ständestaat, Genossenschaftsstaat, Ordensgedanke, Raumpolitik“,

Universalismus, Föderalismus, „Reichsidee“, „religiöses Kollektiv aller Art“. Es ist zu beachten: Seddin bezeichnet in diesem Zusammenhang als vorsichtiger Mann (denn auch ein Deckname hält nicht immer dicht!) nur die „Raumpolitik“ als „reaktionär“, nicht die Geopolitik — ob schon er beide Begriffe vorher fröhlich gleichsetzt. Und gegen die Gleichsetzung der Geopolitik mit „Reaktion“ verwahren wir uns so scharf und so eindeutig, als dies zunächst einem Anonymus gegenüber möglich und nötig ist. Eine derartige Gleichsetzung kann nur aus üblem Willen oder aus Unkenntnis kommen. Mehr erübrigt sich dazu.

Abgesehen von der sonderbaren Sucht Seddins, die Geopolitik in sein Betrachtungsschema zu pressen, das sie hinten und vorn sprengen muß, ist manches in der Broschüre richtig gesehen, und es liegt uns selbst fern, alles decken zu wollen, was unter „Geopolitik“ segelt, ohne es zu sein. Richtig ist, wenn sich Seddin gegen die Überwertung des Raumes gegenüber dem Menschen wendet. Ein Satz wie dieser: „Wenn ein Volk gegen Raumpolitik besteht, dann das deutsche Volk“, hat viel Berechtigung. Aber wir wollen doch zum großen Teil deswegen geopolitisch sehen können, um die Gefahren des Lebensraumes unseres eigenen Volkes zu wissen. Man könnte auch hier, dem Seddinschen Satz analog, etwa folgenden prägen:

„Wenn ein Staat trotz Kriegsgefahr bestand, dann das Deutsche Reich.“

Aber haben wir deswegen etwa Soldaten weniger nötig gehabt? Und hier stoßen wir auf eines der Grundmißverständnisse Seddins und mancher anderer: die geopolitische Betrachtungsweise ist eine Waffe und ein Werkzeug im Dienst des deutschen Volkes und seines Staates gewesen und ist es heute noch. Diese Waffe wird auch dadurch nicht entwertet, daß auch andere sie anwenden. Konnte das Repetiergewehr deswegen in der deutschen Armee abgeschafft werden, weil alle Armeen es einführten? Auch wenn wir selbst vom Gebrauch dieser Waffe absehen wollten, so kann uns die Aufnahme der Geopolitik — auch unter anderen Namen — bei unseren Nachbarn nur davon überzeugen, wie notwendig sie ist.

Der grundsätzliche Denkfehler scheint bei Seddin darin zu liegen, daß er keine innere Beziehung zwischen „Volk“ und „Staat“ finden kann. Der Staat soll an und für sich nichts Mechanisches sein, sondern die lebendige und sich immer erneuernde sichtbare Ordnung, die sich ein Volk schafft, um leben zu können, die Sichtbarmachung des Volkskörpers in Recht, Verwaltung, Heerwesen usw. Es ist ein Unding, Volk und Staat in dem Sinn trennen zu wollen, wie es Seddin zu Unrecht dem Nationalsozialismus unterschiebt. Man darf nicht vergessen, daß die Geopolitik ihren Auftrag in jener Zeit erhielt, als das deutsche Volk und sein damaliger Staat auseinanderfielen. Es ist schlechte Unterrichtung, wenn Seddin der Geopolitik einen Etatismus vorwirft, den sie seit ihrer Geburtsstunde nicht haben konnte. Er vergleiche z. B. die Einleitung zu den „Grenzen“ von Karl Haushofer:

„... im Spätherbst 1918, aus den Trümmern der Reichsmarken landeinwärts ziehend, da schuf die eigene innere Not und die vorausgesehene, kommende meines Volkes Antrieb und Plan zu dieser Arbeit.“

„Volk“ und „Staat“ sind in diesem Sinn eines jener Begriffspaare, deren leichtfertige Auspielung gegeneinander so gefährlich sein kann, weil zumeist das verbindende, ja bedingende „und“ aus ideologischer Beschränkung übersehen oder geleugnet wird. Als Beispiel: Für das Werk Kjellén-Haushofer wurde nicht umsonst der Gesamttitel „Macht und Erde“ gewählt; die Zusammenstellung dieser Begriffe entspricht auf der weltpolitischen Ebene ziemlich genau der Zusammenstellung „Blut und Boden“ auf der agrarpolitischen. Im Zusammenklang von „Macht und Erde“ das Gewicht der Erde nicht anzuerkennen, würde ähnliches bedeuten, wie in dem Zusammenklang von „Blut und Boden“ dem Boden sein Recht nicht zu geben.

Gegenüber dieser Feststellung, die jedem Bauern auf seinem Acker ebenso selbstverständlich ist wie dem Staatsmann oder Soldaten auf seinem „Feld“, verblaßt alles, was Seddin an Begriffsklaubereien anführen mag. Die Geopolitik hat die wissenschaftlichen Grenzbezirke zwischen Geographie, Geschichte und Staatswissenschaften revolutioniert, um dem deutschen Volk und seinen Führern in seinem Daseinskampf zu dienen — ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob sie sich „als Wissenschaft bezeichnen dürfte“ oder nicht!

KARL HAUSHOFER: Geopolitisches Schrifttum

1. **Dr. Kurt Wiersbitzky:** „Politische Geographie des austral-asiatischen Mittelmeeres.“ Diss. d. Universität Königsberg. 1936.

Es ist ein seltener Fall, daß wir an erster Stelle einer Schrifttums-Überschau über den indopazifischen Raum für eine noch ungedruckte Dr.-Schrift eintreten, um sie den deutschen Verlegern als dankenswerten Gegenstand vorzulegen. Ein politischer Seeraum voll größter Spannungen, 8,15 Mill. Quadratkilometer weit, rund 3,9 Mill. Quadratkilometer Landfläche durch- und umspülend, das Schicksal von 115 Mill. Menschen umfassend, (15 mehr als im Japanischen Reich, 15 mehr als Deutsche auf der Erde), hat tatsächlich noch keine zusammenfassende politisch-geographische Betrachtung erfahren. Fünf vorzügliche Karten liegen bei; die Möglichkeit der Bilder-ausstattung ist unbegrenzt und wäre eines Wettbewerbs zwischen dem Meisterbildner des Atlantis-Verlags mit Bruckmann und Propyläen wert. Die reiche Auflösung der Landmassen und ihre Gliederung, die dem Spiel der Geschichte so vielseitige Möglichkeiten gewährt, ist glänzend herausgearbeitet. Eine ungeheure Fülle von Stoffbewältigung und Zusammenbau steckt in den 397 Seiten der Schrift und den 19 Blättern voll durch und durch gediegener Schrifttumsnachweise. Hier liegt der Unterbau zur kultur- und wirtschaftspolitischen Prognose über einen der wertvollsten Erdräume gestreckt; vorsichtig und maßvoll wird sie am Schluß gewagt, der in ein „non liquet“ ausmünden muß. Aber, wer immer in Mitteleuropa von kolonialpolitischen Zukunftsentwicklungen sinnt und träumt, dabei unsern eigenen Anteil bejahend oder verneinend, der müßte vorher alle Erdräume mit kolonialpolitischen Möglichkeiten etwa in der vorliegenden Art und Weise durchforscht haben oder sollte sich wenigstens, wenn andere Landsleute sich diese Mühe geben, deren geistige Vorarbeit zu eigen machen. Die Möglichkeit einer buchhändlerisch erstklassigen Veröffentlichung dieser Arbeit möchte ich geradezu als eine Probe darauf betrachten, daß unser Volk wieder reif zum kolonialpolitischen Wissen als Vor-

stufe zum Können ist. Mit so großer Achtung heißt die Geopolitik diese Arbeit aus der Werkstatt von Arved Schultz und Glasenapp willkommen!

2. **Edgar Lajtha:** „Japan — gestern, heute, morgen.“ Berlin, Rowohlt, 1936.

„Japaner kennen uns bedeutend besser, als wir sie kennen. Aus diesem Umstand können sich in der Zukunft Folgen ergeben.“ Das ist das tiefste und wahrste Wort unter vielen anderen, das der Verfasser seinem „persönlichen Reiseerlebnis“ voranstellt. Die Folgen ergaben sich schon gestern, in seinem und unserm Sinne, und sie ergeben sich noch heute. Daß sie morgen nicht noch ungünstiger werden, das möchte Lajtha mit seiner lebendig gesehenen Reportage verhindern, und wir ehren gern seinen Zweck. „Für das japanische Schiff ist das Ostchinesische Meer seit der Straße von Formosa schon ein Japanisches Meer. Ihr Meer!“ (S. 11). Richtig. „Den Kolonialton, den Herrenton, den er sich zwischen Suez und Shanghai angewöhnt hat, muß er — der internationale Tourist — sich nun so schnell wie möglich abgewöhnen.“ — Wenn er ihn sich gar nicht erst angewöhnt, tut er noch besser!

So steckt das leicht lesbare Buch voll von bitter ernststen Aphorismen, die nicht nur der Japan-Fahrer sich zweckmäßigerweise hinter die Ohren schriebe, sondern jeder, dem es überhaupt auf geopolitisch richtigen Umgang mit Menschen ankommt. Es liegt ein verkappter, zeitgemäßer Knigge in Lajthas Japan-Buch verborgen!

„Nippon braucht jede Handvoll Erde.“ „Das Fehlen jeder Säbelrasselei überrascht den Fremden“ (S. 29). Daß die Säbel trotzdem lose sitzen, haben sie am Aschermittwoch 1936 erst wieder gezeigt. „Echtes Soldatentum“ ist — überall „schicksalbedeutend!“ Über die Geisha: „Es ist grundfalsch, wenn diese feinen, zarten Geschöpfe in der Vorstellung des Westens als Prostituierte figurieren“ (S. 37). Packende Hokkaido-Schilderung (S. 61–74), ein Streifblick auf Sachalin, die Würdigung „des Schwerts“ im Film, des Historizismus im Theater, die Gefahr des

„Kabuki“; das Buch-Problem (S. 121) ver-raten den geschulten Beobachter, ebenso, wie der Dritte Teil: „Der Rhythmus der Japa-nischen Arbeit“, etwa auf S. 168 (Sowjet-propaganda), in „Marsch auf Asien“ und „Geist“.

Das Ganze eine funkelnde Aphorismen-sammlung, eigenwillig und höchst persönlich, aber voller Wahrheiten, wenn auch kein geschlossenes Bild.

3. **Kitamura Sawakichi**: „Grundriß {der Ju-Lehre.“ Tokyo 1936, Maruzen, 362 S.

Der ausdrucksvolle und durchgearbeitete Kopf des Professors der Univ. Hiroshima und Leiters des sinologischen Seminars dort und die bedeutenden Fernostkenner, die sich um seinen „Königsweg“ bemüht und vom Chi-nesischen und Japanischen ins Deutsche über-tragen haben: O. Franke, Ferd. Lessing, John Hefter, Walter Donat, F. Trautz geben Gewähr, daß wir hier einen zuverlässigen Führer zu einem scharf umkämpften Begriff vor uns haben. Ihn suchen China und Japan aus dem Sturm und Drang, in den sie die allzu weitgehende Übernahme fremder Kultur, Macht- und Wirtschaftsformen gestürzt haben.

Wie immer man über die Möglichkeit des Einschlagens und der Verwirklichung des Ju-weges durch die Ostvölker denke: es ist ein bleibendes Verdienst Kitamuras, mit unend-licher Feinheit und Mühe die Lehre heraus-gestellt zu haben, auf die sich der Aktivismus Jung-Japans jetzt schon stützt und der Akti-vismus Jung-Chinas im Zurückfallen begrif-fen ist.

Namentlich im dritten Abschnitt wird ein Ausgleich, ein Bringen auf einen Nenner des höchsten westlichen und östlichen Ged-ankenguts versucht. Es ist nicht Sache der „Geopolitik“, in diese Tiefen reinster, streng-ster Geisteswissenschaft zu steigen. Aber es ist ihre Pflicht, zu zeigen, wo ihre Leser solche Tiefen auffinden können, wo z. B. auf S. 21 die ganze, dem Westen so schwer erklärbare Stellung des japanischen Kaisers über den letzten Stürmen in Tokio begreiflich gemacht wird, aus dem, was Keyserling „ein metaphysisches Liebesverhältnis zum Staat“ nannte, das Japan sich kraft der Ju-Lehre zu erhalten wußte, wie China es durch Jahr-tausende auf dem Wege der pietas familiaris suchte und — verlor! Der „Königsweg“ (vgl. S. 134) ist gewiß nicht leicht zu gehen; aber

er führt zu wahren Fundgruben der Einsicht in das Wesen von Orient und Okzident, die nun einmal nicht mehr zu trennen sind, wie sehr sie auch auseinanderstreben.

Wie nötig solche grundsätzliche Führer zur Einfühlungsfähigkeit in den Fernen Osten auch für rein praktische Ziele sind, beweisen etwa

4. **Ernst Otto Hauser**: „Gefährlicher Osten. Japan und die Mächte.“ Zürich-Leipzig 1935, Max Niehaus Verlag, 150 S. Fr. 4,70, RM. 3,80.

5. **Tao Pung Fai**: „Chinas Geist und Kraft.“ Breslau 1935, Verlag Priebatsch Buch-handlung, Inh. Erich Thiel und Karl-Hans Hintermeier, 250 S., 35 Bilder, 3 Karten-skizzen. Vorwort von Prof. Dr. E. Rousselle.

6. **A. Gervais**: „Ein Arzt erlebt China.“ Bern-Leipzig-Wien 1935, Wilhelm Goldmann, 258 S., 24 Lichtbilder. Übertragen von Albert Frh. v. Bodman. Kart. RM. 5, Leinen RM. 6,50.

7. **Dr. Helmut Klinghammer**: „Die Hirota-Doktrin“. Greifswald 1935, Hans Adler, 150 S.

8. **Maurice Lachin**: „Japan heute und morgen.“ Erlenbach-Zürich und Leipzig 1935? Rotapfel-Verlag, 296 S. Aus dem Franz. v. Lina Fremder.

Zu 4. **Ernst Otto Hausers** „Gefährlicher Osten“ ist aufreizend und blendend geschrie-ben, die Übersteigerung gewollt und unver-kenubar, das Springen von höchst materia-listisch aufgefaßten Polen, wie dem Textil-wettbewerb, zu schärfsten geistigen und see-lischen Gegensätzen ein bewußtes glänzend ge-handhabtes Darstellungsmittel. Schanghai, des V. Beobachtungswarte, ist ein böser Platz für Männer, die, wie V. Ausgleichsmöglich-keiten mit der Seele suchen und Sensationen abfeuern müssen. Aber daraus entstehen tref-fende Schilderungen des dynamischen Japan von heute über dem Palimpsest Alt-Japans. „Die Städte scheinen einander zu berühren. Was sie freilassen ist bedachtsam aufgeteilt.“ Das ist eine Kostprobe geopolitischer An-schaulichkeit, die das Buch durchzieht. Es schreitet freilich von Pointe zu Pointe, be-rührt aber fast alle schwebenden Fragen mit sachlicher Begründung und Werturteilen von Eigenprägung. Sie finden sich vor allem auch auf den S. 110ff. über das deutsch-japa-nische Verhältnis. Über Rußlands „Salon-fähigkeit“ kann man verschieden denken. Die

Schlußworte über Monsunisien sind von klassischer Klarheit, und schicksalhaft ist Hainers Einstellung zur „Schuld“. Ist ihre Sühne „Überdimensional?“

Zu 5. **Tao Pung Fai**, der verdiente chinesische Lektor der Breslauer Hochschule, steht, wie die Vereine chinesischer Studenten in Deutschland, unter dem schmerzlichen Eindruck, seinem bedrängten raumweiten und volkreichen Vaterlande nur geistig, durch Wecken von Verständnis für seine Dauerwerte und Schaffen von Verantwortungsgefühl (S. 34) hüben und drüben helfen zu können.

Wirksame Hilfe aber kann ja nur kommen, wenn China die immer noch großen Bestände an Geist und Kraft zu seiner Einigung und nicht zu weiterer Zersetzung anwenden würde, wozu die vierzig Jahre der Hingabe von Sun Yat Sens Kraft für die Volksrevolution offenbar so wenig hingereicht hat, wie alles, was nach seinem Tode geschah. Das Trugbild von China aus der Zeit der Chinoiserien spukt wahrhaftig nicht mehr in den mitteleuropäischen Köpfen, wohl aber die Vorstellung eines durch seine amerikanischen Studenten aus den alten Angeln gehobenen Jung-China. Dort ist nicht immer „Schlechtes verborgen, Gutes weitergegeben worden.“ S. 7–36 bringt eine kurzgefaßte neueste Geschichte Chinas mit einem Länderverzeichnis, dem vor allem Flächen- und Volksdruckzahlen wohlthäten. Das folgende ist vielfach nach der Art eines Zettelkatalogs aufgebaut und bringt deshalb viele Wiederholungen, wenn auch die Einzelschilderung des Verhältnisses Chinas zu den Mächten aus chinesischem Blickpunkt besonders wertvoll ist. Gern würde man das Verhältnis zu Religionsbekenntnissen und Weltanschauungen erweitert und vertieft sehen.

Zu 6. **A. Gervais**: „Ein Arzt erlebt China“, bildet eine erwünschte Ergänzung zu Tao Pung Fai, um so mehr, als der Beobachter seinen Standort im Westen hatte, in Szechuan, einer Welt für sich, die er mit Ehrlichkeit und Hingebung schildert. „China durchlebt harte Zeiten, aber noch größere Schicksalsschläge haben ehemals das Reich durchschüttelt. Dieses Volk hat ihnen noch immer Widerstand geleistet, dank einer gesunden Lebenskraft.“ „Auch heute noch verzweifelt niemand; das geduldige und tapfere Volk war-

tet und fügt sich.“ Gervais möchte Verständnis und Liebe dafür wecken, erreicht das und erfüllt so den alten Spruch Meister Kungs: „Alles Verstehen kommt nur durch Liebe.“

Zu 7. Wäre **Dr. Helmut Klinghammers** „Hirota-Doktrin“ nur eine rein völkerrechtliche Arbeit von noch so vielen Graden, würde sie in dieser Reihe nicht so eingehend gewürdigt werden können. Aber sie ist weit mehr: eine vorzügliche Überschau über das ganze stoßweise Vorwärtswuchten Japans vom in sich geschlossenen Sonderleben zur ausdehnungsbedürftigen Weltmacht. Darin liegt die geopolitische Bedeutung der Schrift und ihrer zahlreichen, zutreffenden Urteile. „Das Japan von heute ist fast genau so, wie es von seinen Führern 1867/68 beabsichtigt wurde.“ Dennoch hat es viele Schlacken aus der Übergangszeit auf sich sitzen, die gerade die „Kokuhonsha“ (Vaterlandspartei) des neuen Staatsratspräsidenten verabscheut und beseitigen möchte. Aber dessen Gegenspieler ist derselbe Hirota als Ministerpräsident, von dem die Hirota-Lehre stammt. Ein kulturpolitischer Führungsanspruch, kein „Protektorat“ im völkerrechtlichen Sinn, dennoch mit einem deutlichen Ausschlußunterton gegen alle in Ostasien oder Groß-Asien außenbürtigen Mächte. Es war die Verkündung einer geopolitischen Selbstverständlichkeit!

Zu 8. **Maurice Lachin** ist ganz anderer Art. Er sucht und findet in „Japan heute und morgen“ — (das Japan von gestern und seine zähe Lebenskraft allzusehr aus den Augen lassend) — vor allem das nicht Selbstverständliche; besonders die Träger gefährlicher Gedanken rechts und links. Das ist der Hauptreiz des ungewöhnlichen Aspekts. Er hat „Flair“ für Strömungen, die sich an der Volksoberfläche noch nicht auswirken und dennoch mächtige Wirbel ziehen. Unbewußt verrät er, daß Japan zwar den Nationalsozialismus erfaßt, aber den Marxismus nie begriffen hat, nur deshalb kann von der Mißgeburt „der seltsamen Entwicklung eines Nationalmarxismus“ bei Lachin die Rede sein. Aber er hat mit vielen „grünen“ Reformern gesprochen, die es wahrscheinlich kein zweitesmal mehr tun. „Japan besitzt das Geheimnis der idealen Revolutionen“, sagt ihm einer davon. Am Aschermittwoch 1936 wurde es deutlich. Vor diesem dunklen Hintergrund kam eine reizvolle, stark mit Übersteigerungen

arbeitende Interviewsammlung zustande. Die große Führungslinie dazu muß anderweitig gewonnen werden, nur für die Übel der Presse ist sie da. „Der japanische Imperialismus ist Lebensnotwendigkeit“ steht S. 29. Sollte die Führungslinie hier doch zutage treten?

9. **Department of Foreign Affairs**, Manchukuo Government, Hsinking, „General Survey of conditions in Manchukuo“, Nov. 1935 und

10. „**Manchoukuo Illustrated**“, wie vor; Dez. 1935, mit Verkehrskarte, sind zwei gewiß von vielen begrüßte, knappe Orientierungshefte über die Mandschurei. Das zweite Heft enthält eine gutgewählte Bilderauswahl; es bringt in bunter Folge die Reste der alten Kaiserkultur, die neuzeitliche Ausbeutung des reichen Ackerbaulandes und seiner Bodenschätze, die Verkehrsentwicklung bis zum Stromlinienexpress „Asia“ und der Umnägelung der Hsinking-Harbin-Strecke am 31. 8. 1935 und den Flußkanonenbooten auf dem Sungari, bis zu Papiergeld und Briefmarke. Das erste gibt knappe, gute Auskünfte — wenn auch natürlich keineswegs alles, was man der Vollständigkeit halber gern wüßte.

Viel umstrittene Raum- und Volkszahlangeben lauten für den 31. 12. 1934 auf 1 303 143 252 Quadratkilometer mit 32 482 627 Menschen einschl. 295 Quadratkilometer d. S. M. R., aber ohne die 3462,34 Quadratkilometer von Kwantung-Pachtland mit 1 556 827 Einwohner. Die Zahl der Räuber erscheint als von etwa 200 000 auf 20 000 herabgedrückt. Wirtschaftlich sind gewaltige Leistungen in dem noch zu etwa 85% landverbundenen Reich geschafft worden: die Währungsregelung, landwirtschaftliche Entwicklung, Waldschutz bei einem geretteten Bestand von 35 631 000 ha; Steigerung der Viehzucht bei einem Stande von 1 620 000 Pferden, 610 000 Mauleseln, nur 1 160 000 Stück Großvieh, 2 200 000 Schafen und 4 960 000 Schweinen. Daneben ist Ordnung in die Ausnützung der reichen Bodenschätze, der Fischerei gebracht worden. Nicht zuletzt ist ein berechtigter Stolz die Steigerung der 6252,3 Eisenbahnkilometer von 1931 um 2188, der Straßen um 5471,4 Kilometer bei Gesamtplänen auf 12 500 Kilometer 1. Kl., 12 500 Kilometer 2. Kl. und 35 000 Kilometer 3. Kl. — wie alles Übrige: Arbeit auf weite Sicht! Großräumig und langfristig, wie auch die Städtebaupläne, so des

rasch wachsenden Hsinking (zur Zeit etwa 240 000 Einwohner), bei 100 Quadratkilometern Weichbildanlage für eine halbe Million berechnet, während Mukden von seinen jetzigen 28 Quadratkilometern auf 206 gebracht werden soll.

11. Viel mehr in die Tiefe steigen natürlich der vorzügliche „**Report on Progreß in Manchuria**“ (1934 d. IV. seines Zeichens) der South Manchuria Railway, Dairen (d. IV. i. Juni 1934) 294 S., 24 Abbildungen, 1 Überseekarte, 1 Wegebaukarte; je ein Plan der Häfen von Dairen und Rashin.

Das „**Japan Year Book**“ der „Foreign Affairs Association of Japan“. Tokyo 1935 und 1936, für 1935 mit seinen 1380 S. und einer gesonderten Karte (Pr. 1 L), u. a. mit einer recht bemerkenswerten Kabinetts- und Parteigeschichte, und „**Manchoukuo Year Book**“ 1931/32, 1933, 1934 fortld. d. East-Asiatic Economic Investigation Bureau, Tokyo, 1934 fortld. Staatl. Bd. v. 852 S. m. guter Eisenbahnkarte, Skizzen, Diagrammen und wertvollen Tafeln und Vergl. Aufstellungen.

Aber eine erste Übersicht der mandschurischen Fragen geben die guten, freilich zweckbestimmten Flugschriften, wie 9. und 10. als Beispiele.

12. Der Abschluß des gewaltigen Werks des Aufbaues einer indischen Konstitution — dessen einzelne Wandlungen, mit gelegentlicher Anführung der indischen Stimmen dazu, die „Geopolitik“ regelmäßig verfolgt hat — legt eine wiederholte Empfehlung der vorzüglichen, wenn auch nicht leicht lesbaren Quellen nahe, die in den Blaubüchern des „**Joint Committee on Indian Constitutional Reform**“ in drei Bänden, London 1934 ff. vorliegen (Printed and published by his Maj. Stationery Office, dort und durch den Buchhandel für nur 1 sh d. Stück erhältlich). Da finden sich z. B. Bd. I, S. 2 und 16 die geopolitischen Würdigungen der Gefahren für das Zusammenhalten des Riesenraumes, ab S. 28 die Autonomiemöglichkeiten (S. 34 und 35 für Sindh und Orissa). Ab S. 96 sind die heiklen Wehrfragen behandelt. Überall treten geopolitische Einsichten von hohem Wert scharf umrissen hervor und lassen erkennen, mit welcher Reife das augenblicklich schwierigste Strukturproblem der Erde im Stande der Entstehung behandelt worden ist. Ein Beispiel dafür ist etwa auf

S. 247 die summarische Darstellung der britisch-birmanischen Beziehungen, die freilich eine britisch-französische, hier ungeschriebene gebliebene Geheimgeschichte haben. Wer sich in englische Staatsschriften einlesen und gleichzeitig geopolitische Schulung wahrnehmen will, dem seien die Blaubücher z. B. für Referate empfohlen.

13. **Georg Vasel:** „Ost-Turkestan; Sinkiang oder Jugurstan?“ Im 11. Jahrg., Heft 2 von „Osteuropa“. Königsberg (Pr.), Nov. 1935, S. 87–100, 1 Kartenskizze.

Eine im Augenblick seines Einzugs in den Sowjetmachtbereich höchst dankenswerte, flote, dynamisch gesehene Skizze des wichtigen Übergangsgebiets. Trotz halbamtlichen Ablehnungsversuchen ist das völlige Hineingleiten des nunmehrigen „Jugurstan“, des einstigen „Sinkiang“ in den Sowjetmachtkreis wohl unvermeidlich, mit roten Flugplätzen in Chami, Urumtschi, Kuldscha und Tschugutschak, neuen, diese Punkte mit Kaschgar verbindenden Straßen und einem Eisenbahnvorbau auf Urumtschi von der Turksib aus.

14. **Dr. Werner Leimbach:** „Landeskunde von Tuwa.“ Justus Perthes, Gotha 1936. Ergänzungsheft 222 zu Petermanns Mitteilungen. Herausgegeben von Dr. Paul Langhans, 124 S., 2 Karten, 17 Abbildungen, 7 Tabellen.

Mit einem reichen Schrifttumsverzeichnis und der ganzen, bei den Perthes-Veröffentlichungen kaum mehr im einzelnen zu rühmenden Gediegenheit von Gehalt und Ausstattung enthüllt diese ausgezeichnete Landeskunde den hohen geopolitischen Wert des Gebietes um den Jenisseioberlauf, das mit seinen rund 180 000 Quadratkilometern (mehr als dreimal so groß als Böhmen oder zwei Drittel Preußens) — nur so nebenher in die Hände der Sowjetbünde gegliedert ist. Allerdings zeigt die mit Bienenfleiß zusammengetragene und dann auf kürzeste Form gebrachte Forschungsgeschichte, wie wenig das aufschlußreiche Gebiet von seinen asiatischen Herren aus gepflegt wurde, und daß in diesem Fall wirklich der erschlossene Raum der Kampflohne der emsigsten, russischen Erschließler wurde. Leitlinien des Aufbaus, Baustoff und Bauplan, Klima, Wasserhaushalt und Flüsse, wie Oberflächengestaltung lassen in ihrer systematischen Anlage freilich nicht erkennen, welche fast ahnungsvolle Einfühlungsfähigkeit des Verfassers zu dieser Schil-

derung nötig war. Über Pflanzen- und Tierwelt führt die Darstellung dann schnell zu dem geopolitisch wesentlichsten Zuge: der Mittlereigenschaft zwischen Osten und Westen Eurasiens: die Urheimat nicht nur der Kirgisen und Türken wird hier ahnungsvoll gesucht!

Diesen Ahnungen zum Skythen- und Vornorden-Problem gegenüber beschränkt sich Leimbach mit Recht streng auf das Erweisbare und läßt sie nur im Schluß aufklingen. Aber schon dies dehnt ihm den Rahmen seines menschengeographischen Teils höchst dankenswerterweise bewußt „zugunsten völkerkundlicher Betrachtungen“ über das gewohnte Maß. So kommt es zu den wichtigen Untersuchungen über die Frühzähmung von Hund, Ren und Pferd im Lande der „Hirsch-Reiter“ — eines uralten ostasiatischen Sagenmotivs (S. 74). Seit 1838 lastet ein unheilvoller Russeneinfluß auf Tannutuwa, zuerst durch Goldseifen ins Land gelockt. Gold, Platin und Uran, Iridium, reiche Silber- und Kupferfunde, Eisen, Stein- und Braunkohle, Graphit, Erdöl, Asbest, Magnesit und Steinsalz gehören zur natürlichen Aussteuer, ebenso wie zahlreiche Mineralquellen.

„In Wirklichkeit ist dies — (das bescheidene Können von heute) — der kümmerliche Rest einstigen Schmiedehandwerks und skythischen Bronzegusses!“ „Iranische, sakische, auch indische, weniger mongolische Einflüsse sind dort einst eingeströmt und heimisch gewesen, und von späten geistlichen Einflüssen, wie den weltlichen russischen gleichmäßig zertreten worden. Einstweilen sind „Lamen, Branntwein und Syphilis — (10%!) die wirklichen Geißeln des Landes.“ Der „Abriß der Geschichte“ endlich verrät, welche Fundgruben für kulturmorphologische Verbindungsmöglichkeiten noch in Tannutuwa, am oberen Jenissei vergraben liegen mögen.

Leimbach sieht mit Recht — zusammenfassend — in Tuwa die künftige Zitadelle für das Ural-Kusnezker Kombinat und das mittlere Sibirien. Daher das Abdrängen der Grenze sogar in die eigentlich verwandte Außen-Mongolei hinein, die vergeblich nach ihrem einstigen Anhang schreit. Jedenfalls hat er verstanden, mit großem Geschick und feiner Einfühlungsfähigkeit an einem hochwertigen Stück Erde jene großzügige Einschmelzungsraumpolitik von Moskau anschaulich zu ma-

chen, die nicht nach Vergangenheit und Eigenwert einer solchen Landschaft, sondern nur nach der Einfüguungsbedeutung in ihren materialistischen Zweckbau fragt, der sich zermalmend über die Wiege der Völker breitet.

15. „Westküsten-Beobachter“ im 4. Jahrgang zu Santiago de Chile (Calle Moneda 1076) erscheinend heißt eine N.S.Deutsche Wochenzeitschrift für die Westküste Südamerikas, die mit der „Geopolitik“ im Tauschverkehr steht.

Natürlich in erster Linie dem Zusammenklang des Deutschtums der Südamerikanischen Pazifikküste, vor allem des über 4000 Kilometer langen Pazifik-Anreiners Chile dienend, bringt sie auch höchst ausbaufähige Berichte chilenischer Zeitungen und Zeitschriften über das Verhältnis zu Deutschland und zur Alten Welt, und könnte sich — bei ozeanumspannender Betrachtungsweise — zu einem deutschen Seitenstück der „Pacific Affairs“ mit diesem Teil ihres Inhalts entwickeln. Glück auf! Herausgeber ist Willi Köhn, Hauptschriftleiter Dr. Paul K. Breuer.

16. Hans von Kiesling: „Soldat in drei Weltteilen“, Leipzig 1936, Grethlein & Co. Nachf., 39 Abbildungen, 40 Karten zu 521 gewichtigen Seiten — so nennt sich das gehaltvolle Vermächtnis eines hervorragenden Soldaten und Auslandsdeutschen, Generals der chilenischen Armee, weiland Stabschef von v. d. Goltz in den Tagen des letzten Löwentatzenschlags gegen Townsend bei Kut el Amara und später türkischen Divisionskommandeurs. Er hat es, wie wenige, verstanden, bei feinsten Einfühlungsfähigkeit in fremde Erdteile, Rassen und Völker den federnden Stahl seiner deutschen Persönlichkeit zu wahren. Dieses Vermächtnis ist Genuß und Lehre zugleich: ein unbezahlbares Lehrbuch zum Umgang mit Fremdvölkern; offen und wahr und dennoch schonend gegenüber den vielen, denen ein solches Lehrbuch, zur rechten Zeit in die Hände gedrückt, persönlich leidvolle Erfahrungen und volkspolitisch Mißgriffe und Fehlschläge hätte sparen können.

Als kostbaren Wegweiser in dieser Richtung empfehlen wir es allen, die sich in der Heimat Kenntnisse im Umgang mit Nationen, z. B. des Nahen Ostens oder Südamerikas erwerben wollen, noch mehr denen, die sie draußen bewähren sollen — ganz abgesehen von der Freude, den Lebensgang eines ganzen,

durch und durch dynamischen Mannes von vielseitiger Kultur und Machtleistung darin noch einmal zu überschauen und an pazifische Ufer zu grüßen!

17. H. F. Simon: „Revolution whither bound?“ New York 1935, Farrar & Rinehardt, Publ. 380 S. Diese weltumspannende, vergleichende Betrachtung des augenblicklichen Umwälzungszustandes der größten Wirtschaftsmächte der Erde hat vor allem das große geopolitische Verdienst, gültige und sofort anwendbare Vergleichsmaßstäbe zwischen dem Schrifttum der Alten und Neuen Welt, namentlich Deutschlands, Amerikas, Englands und Frankreichs zu schaffen.

Scheinbar rein wirtschaftswissenschaftlich aufgebaut, läßt sie doch den geopolitischen Unterbau überall erkennen, wie etwa eine gute landeskundliche Darstellung den geologischen Unterbau der bis in die letzten anthropogeographischen und politischen Auswirkungen geschilderten Landschaft. Das ist der hohe Reiz für den Kenner.

Der unvorbereitete Leser aber kommt auf seine Rechnung eben durch das vergleichende Urteil über die Bewegungsfortschritte innerhalb der großen geschlossenen und sich immer mehr schließenden Wirtschaftsgebiete, namentlich Amerikas und Europas, das ihm ermöglicht wird. Besonders glänzende Niveaueingleiche finden sich etwa auf den S. 133, 166, 207 und 209. Aber Geistesblitze und Warnungen sind überall eingestreut, wie: „Konzentration ist keine Zauberformel“ (S. 221), oder „Der Leitzug in jeder Nation geht von Freiheit zur Organisation“ oder „Frankreich, Deutschland, Italien und Rußland haben sich nach schweren Versuchserfahrungen vom Gaukelspiel mit der Währung zurückgehalten“.

Ein geopolitischer Höhepunkt scheint der Vergleich zwischen den überverdichteten „overcondensed“ und deshalb hochorganisierten Nationen der Deutschen, Italiener und Japaner in ihren verschiedenen Ausdehnungszuständen und den raumübersättigten Mächten. Darunter „Frankreich, das die Probleme von heute und morgen noch nicht erkannt hat und ohne Führung ist, trifft unentschieden und recht hilflos zwischen verschiedenen Wirtschaftsmöglichkeiten hin und her“.

Daher die Furcht vor dem kommenden Recht, der „Lex ferenda“ und das Klammern an die „Lex Lata“ — ein typischer Alterszug.

Solche Vergleiche sind auch von großem geopolitischen Wert. Ebenso etwa Urteile, wie „Deutschland steckt in einer unentbehrlichen emotionalen Konsolidierungsentwicklung“, oder „Japan ernährt seine Volksmenge, annähernd gleich der deutschen, aus einer hochkultivierten Agrarfläche von 14,5 Mill. acres (0,40 ha), Deutschland aus 75,5 Mill. acres“. Wobei eine geschickte japanische Suggestion mitwirkt. Denn „Deutschlands Kampf ums Dasein ist sehr hart“ (S. 185). Das kann man Amerikanern und Briten nicht oft genug sagen, wenn man, wie S. ihr Ohr hat, „Italien, mehr mit Schönheit, als mit Reichtum gesegnet“, gleicht Deutschland darin ebenso, wie Japan.

„... Amerika wird die Frage des Wettbewerbs farbiger und weißer Arbeitskräfte auf das lange Rennen zuerst zu lösen haben...“ (S. 166). „Mit dem Erscheinen des Flugzeugs hat England den Inselfchutz verloren. Sein ganzes politisches Dasein ist

auf eine neue Grundlage gestellt.“ Es ist nun fest an das Festland gebunden, und doch braucht seine Gemeinwelt mehr als je seine stützende Kraft. „Das schafft Zerrungen, die der Führerschicht bekannt sind, dem Volk aber noch nicht. Daher die Verstimmungen des einst so „merry old England“. Dadurch wird es grillen- und launenhaft, und seine Partner müssen mit der Beeinträchtigung des sonst so gesunden angelsächsischen Menschenverstandes durch „Stimmungen“ mehr rechnen, als zuvor. Die französische Kulturpolitik aber ist immer noch Meister in der Behandlung von „Volks-Seelen-Stimmungen“, auch wenn sie gegen handgreiflich geopolitisch vernünftige Ausgleich aufgereizt werden.

Hinter Simons Zahlenwelt steckt nicht nur ein tiefer geopolitischer, sondern auch völkerpsychologischer Sinn. Deshalb haben wir der Amerikaarbeit des einstigen Generalkonsuls in Chicago so viel Raum in der Geopolitik gewidmet.

F. M. TRAUTZ:

Fern-Ost-Geopolitik in Rückschau

C. R. Boxer, *A True Description of the Mighty Kingdoms of Japan & Siam* by François Caron & Joost Schouten, reprinted from the English edition of 1663 with Introduction, Notes and Appendices. London, The Argonaut Press, 1935; zirka 330 Seiten mit 13 Tafeln und 7 Karten. Preis 2 Guineas in England, 35 Yen in Japan, als Alleinvertrieb bei Thompson & Co., Kobe. —

Der Verfasser schreibt im Vorwort: „Bevor wir nur einigermaßen das heutige Erbe zu beurteilen vermögen, das unsere Vorfahren uns im Osten hinterlassen haben, müssen wir ihre damaligen europäischen und asiatischen Zeitgenossen und Rivalen nach Möglichkeit kennen zu lernen suchen. Wer diese einfache Wahrheit mißachtet, wird sich stets in einer einseitigen Geschichtsauffassung bewegen und ebenso wenig seinen eigenen Vorfahren wie dem Gedächtnis bedeutender Männer überhaupt gerecht werden können.“ —

Wer dies „retrospektiv“ nennt, zeigt nur, daß ihm noch nicht aufgegangen ist, was heutige Erziehung bilden und vermitteln will: Blick! — Derselbe historische Zeitraum, den der eine nur retrospektiv zu sehen vermag, sieht der andere im höchsten Maße praktisch und gegenwartsverwendbar. Von diesem Gesichtspunkt aus ist es wichtiger, vorhandene gute Bücher wirklich mit „Blick“ für ihre Gegenwarts- und Zukunftsbedeutung zu lesen, als neue zu schreiben. Aber eine Neuauflage wie die von C. R. Boxer gegebene, kritisch umfassend eingeleitete und kommentierte „Geschichte von Japan und Siam“ liest sich doch schneller und vorteilhafter, als das alte Buch selbst, welches für den normalen Leser auch längst viel zu teuer geworden ist.

1636 hatten François Caron und Justus Schouten ihr kurzes Buch, eine der ersten und zweifellos besten, europäischen Quellen¹⁾ für Japan und Siam holländisch herausgegeben. 1663 erschien davon die von Kapitän Roger Manley gefertigte englische Übersetzung. Sie wird hier nun dem Lesepublikum zugleich geboten, um einen Einblick in die hervorragende Rolle zu

1) Wohl das bedeutendste frühere Werk ist Frois, *Geschichte von Japan*, 1549—1578, aus dem Portugiesischen übersetzt von G. Schurhammer und E. A. Voretzsch.

vermitteln, die im 17. Jahrhundert die Niederländisch-Ostindische Kompagnie im Fernen Osten spielte.

Blickerziehung für weltweite Zusammenhänge und ihre in Persönlichkeiten wurzelnden Grundlagen ist der für die Gegenwart ausschlaggebende Wert dieses, schon jetzt vom Interesse weiter Kreise getragenen Buches, dessen Held François Caron, einer der bedeutendsten Beamten der Niederländisch-Ostindischen Kompagnie, außerdem in höchst fesselnder Weise von C. R. Boxer zum Gegenstand einer ausführlichen Einleitung (129 S.) gemacht wird.

Das Buch umfaßt so in den geopolitischen Zusammenhängen, die der Gründung der holländischen, der englischen und der französischen ostindischen Kompagnien zugrunde lagen, eine an spannenden Situationen ungewöhnlich reiche Zeit, so daß hier tatsächlich Belehrung in einer Form geboten wird, wie sie gerade auf dem Gebiet der alten Dreieinigkeit von Krieg, Handel und Piraterie uns selten zugänglich ist.

Der von Holland bis Japan reichende Schauplatz bietet in seiner Wirklichkeit eine von keiner Phantasie erdenkbare Mannigfaltigkeit. Ungewöhnliche Gestaltungskraft bei gründlicher Quellenbenutzung und außerordentlicher Belesenheit sichern dem, mit alles belebender Feder schreibenden Verfasser das Interesse seiner Leser bis zum Schluß.

„Das Meer als Quelle der Völkergröße“, wie Ratzel sagt, tritt überzeugend und anschaulich, im höchsten Maße wertvoll für landgebundene Leser in die Erscheinung. Die Persönlichkeit als Träger des eigenen, wie auch des Schicksals von ihr geleiteter Unternehmungen, steht plastisch und erfrischend im Mittelpunkt. So wird auch an diesem, durch einige unbedeutende Irrtümer in den Anmerkungen keineswegs in seinem Gesamtwert beeinträchtigten Buch klar, daß in den Zusammenhängen und in den Persönlichkeiten in allererster Linie der Wert historischer Forschung und Lektüre liegt.

C. R. Boxer, der über fünf Sprachen und eigene Anschauung des von ihm geschilderten Schauplatzes verfügt, ist für abendländisch-ostasiatische Beziehungen interessierten Lesern schon lange als ein Forscher von Geschmack und Glück bekannt. Von seinen Veröffentlichungen seien die folgenden hier genannt:

A Portuguese Embassy to Japan (1644—1647). London 1927. — The Affair of the Madre de Deus. London 1928. — Ataque dos Holandeses a Macau em 1622 (Boletim da Agencia Geral das Colonias). Lisboa 1928. — Commentaries of Ruy Freyre de Andrade. London 1929. — The Journal of Maarten Harpertzoon Tromp, Anno 1639. — Cambridge 1930. — The Third Dutch War in the East (1672—1674) (The Mariner's Mirror). London 1930. — Jan Compagnie in Japan, 1672—1674. Tokyo 1931. — Notes on Early European Military Influence in Japan. Tokyo 1931. — Rin Shihei and his Picture of a Dutch East-India Ship, 1782. Tokyo 1932. — Notes on the Portuguese Trade in Japan during the Kwanei Period (1624—1643). Tokyo 1933. — Portuguese Commercial Voyages to Japan three hundred Years ago, 1630—1639 (Trans. Japan Soc. Vol. XXXI).

Die diesem Heft beiliegenden Werbeblätter der Union Deutschen Verlagsgesellschaft über Nohara, Die gelbe Gefahr, und des Westmark-Verlages über Hellwig, Carl Freiherr von Stumm-Halberg empfehlen wir der Beachtung unserer Leser.

**Mehr Zeit
haben! Wir
helfen dabei**

und lesen für Sie
ständig alle Ver-
öffentlichungen,
die irgendwie für
das allgemein- und
volkswirtschaftliche
Tagesgeschehen
wichtig sind. Daraus
bekommen Sie einen
ganz knapp gefaßten
Auszug alles Wes-
entlichen in den
wöchentlich er-
scheinenden

**„WIRTSCHAFTS-
WINKEN“**

Lassen Sie sich gleich
ein kostenloses
Probheft kommen
vom

**VERLAG
für WIRTSCHAFT
UND VERKEHR,
STUTTGART
Pfitzerstr. 355**

Gesücht

sind eine Vervollständigung ver-
schiedener Jahrgänge folgende
Hefte der Zeitschrift für Geopolitik

Jahrgang 1929 Heft 1

Jahrgang 1933 Heft 12

Jahrgang 1924 Heft 7, 8, 9, 10, 12

Jahrgang 1925 Heft 5, 11, 12

Diese Hefte werden zurückge-
kauft. Um Angebot, auch von
einzelnen Heften, bitte

Kurt Vowinkel Verlag GmbH.
Heidelberg, Wolfsbrunnweg 36

LITERATUR ÜBER VOLKSKÖRPER UND STADT

Burgdörfer, Volk ohne Jugend

kart. Rm. 6.50; gbd. Rm. 8.—

Eines der führenden Werke der Geopolitik, von dem
eine unmittelbare politische Wirkung ausging. Auf
den darin enthaltenen Untersuchungen über Geburten-
rückgang beruht ein wesentlicher Teil der bevölke-
rungspolitischen Maßnahmen des Dritten Reiches.

Burgdörfer, Zurück zum Agrarstaat

kart. Rm. 4.80

Wer wird die Last des immer noch nicht behobenen
Bevölkerungsschwundes tragen? Werden die Städte
absterben, oder wird das Land veröden?

**Burgdörfer, Bevölkerungsentwicklung im
Dritten Reich** kart. Rm. 2.40

Einziges und maßgebendes Werk über den erstaun-
lichen Umschwung der Bevölkerungsbewegung nach
dem Umsturz.

**Harmsen-Loesch, Die deutsche Bevöl-
kerungsfrage im europäischen Raum**

kart. Rm. 3.—

**Harmsen, Bevölkerungsprobleme Frank-
reichs** gbd. Rm. 6.40

Über Maßnahmen und ihre Erfolge, mit denen
Frankreich gegen den Geburtenrückgang ankämpft.

Quante, Flucht aus der Landwirtschaft

kart. Rm. 5.60

**Gattineau, Verstädterung und Arbeiter-
herrschaft in Australien** kart. Rm. 6.80

gbd. Rm. 7.60

Über den mißlungenen Versuch, eine Stadtbevölke-
rung, nämlich die Australien-Auswanderer der letzten
50 Jahre, auf das Land zu verpflanzen, sowie über
Verstädterung und ihre sozialen Folgen im raum-
leersten Erdteil.

Ausführlicher Prospekt kostenlos

KURT VOWINCKEL VERLAG GMBH., HEIDELBERG

Soeben ist wieder
ein neuer Band erschienen vom

Handbuch des Völkerrechts

Erster Band: Wesen, Grundbegriffe und Geschichte des Völkerrechts
Dritte Abteilung

Geschichte des Völkerrechts

Von Prof. Dr. Arthur Wegner

XXXV und 362 Seiten. 8°. Broschiert RM 24.—

Der Verfasser legt mit dieser „Geschichte des Völkerrechts“ ein Werk vor, zu dem er seit seinem vor 10 Jahren in der Zeitschrift für öffentliches Recht erschienenen Aufsatz über gerechte und ungerechte Kriege Baustein zu Baustein gefügt hat. Er geht von einer geschichtswissenschaftlichen Grundhaltung aus, die es ablehnt, die Zeitfolge der Erscheinungen in das Schema vorgezeichneter Entwicklungsgesetze zu pressen. Im Unterschied zu der Geschichte des Völkerrechts von Laurent beherrscht ihn nicht der Glaube an die Fortschrittlichkeit des Geschehens als der Entfaltung der in der Menschheit ruhenden Ideen. Ohne sich einem übergeschichtlichen, philosophischen Wahrheitskriterium zu unterwerfen, scheut er keineswegs das Bekenntnis ablegende Werturteil von den geschichtlichen Gewalten aus, die ihm Wahrheit und Herr sind. In solcher Haltung bearbeitet er den in reicher Fülle vor ihm ausgebreiteten Stoff in vier Büchern: Altertum (vorgriechisches, besonders indisches Recht, griechisches Recht, römisches Recht) — Beginn der christlichen Völkergemeinschaft im Abendlande; christliches Mittelalter (Werden der Völkergemeinschaft, Lehn- und Völkerrecht, die Deutsche Hanse, Zusammenfassendes) — Die Neuzeit (die christliche Völkergemeinschaft und die Entdeckungen, die politischen Gedanken zur Zeit der Renaissance und Reformation, Gleichgewicht und Streben nach Vormacht, das Reich in der Völkergemeinschaft des 17. Jahrhunderts, Gesandtschaftswesen, Seerecht, Neutralität, das Jahrhundert des großen Königs und der großen Revolution) — Der Weg zur Gegenwart (der Wiener Kongreß, die orientalische Frage bis zum Pariser Frieden, der Pariser Frieden 1856, das Zeitalter Bismarcks, die Haager Friedenskonferenzen, der Weltkrieg, Versailles) — Schluß (das Reich in der Gemeinschaft der Völker, Seerecht und Luftrecht).



W. Kohlhammer Verlag · Stuttgart